NZZ-Doyen Martin Meyer würdigt CS-Präsident Urs Rohner

Nummer 50 – 10. Dezember 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHE

4 194407 006904 50

Frauen und Geld

Es ist ganz anders, als Sie glauben.
Beat Gygi

Stadt gegen Land: Kampf um die Vormacht

Der älteste Schweizer Konflikt bricht wieder aus. *Erik Ebneter*

AMEOS

GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.
Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen | T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

cartier.ch - 044 580 90 90

12
CARTIER
9
3
6

Der Weg zum Erreichen der Klimaziele führt über nachhaltigen Bergbau und die Metalle, die er produziert: Die Elektromobilität ist ebenso auf Kobalt angewiesen wie Windkraft- und Solaranlagen auf Nickel und Kupfer. Dazu kommt Aluminium, das mit seiner Leichtigkeit und Stärke die Effizienz der Transportindustrie erhöht.

Glencore liefert die Rohstoffe, die das tägliche Leben voranbringen. Sei es über die verantwortungsvolle Förderung von Rohstoffen, über den Handel mit diesen oder über unsere Recycling-Sparte, die Metalle wiederverwertbar macht. Wir sind ein wichtiger Teil der Lösung. Und wir leisten unseren Beitrag für die Welt von heute – und von morgen.

www.glencore.ch

DIE WELTWOCHE

Nummer 50 – 10. Dezember 2020 – 88. Jahrgang

Die Toten und die Lebenden

Tote sind ein heikles Thema. Trauer ist ein spezielles Gefühl. Wie man weiss, habe ich meine Eltern früh verloren. Das war für unsere Familie eine Katastrophe. Die Grosseltern verwanden den Tod ihrer Tochter, meiner Mutter, nie. Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn die eigenen Kinder sterben.

Natürlich waren wir alle sehr traurig, aber die Trauer über den Tod eines geliebten Menschen ist etwas Persönliches, Intimes. Man stellt sich nicht auf ein Podest und fordert die Umstehenden auf, gefälligst mitzutrauern. Je tiefer und ehrlicher die Trauer ist, desto mehr behält man sie für sich.

Das ist der Grund, warum ich öffentlich trauernden Politikern misstraue. Die Masche funktioniert bei mir einfach nicht. Sie funktioniert vor allem dann nicht, wenn Politiker das Gefühl der Trauer anderer gezielt einsetzen, mobilisieren, missbrauchen, um damit ihre politischen Ziele zu erreichen.

Ein Meister dieser Politik des aufgesetzten Mitgefühls ist SP-Co-Präsident Cédric Wermuth, einer der ambitioniertesten Politiker in Bern. Letzten Freitag empörte er sich in der TV-«Arena» über die angebliche Gleichgültigkeit der Schweiz gegenüber den mittlerweile über 5000 Corona-Toten.

Es war eine beeindruckende schauspielerische Leistung. Wermuth schwang sich zum Fürsprecher der Verblichenen auf, machte das Leid der Hinterbliebenen zu seiner Waffe gegen die Bürgerlichen, denen er den Vorwurf unterjubelte, sie würden Menschen umbringen mit ihrer Corona-Politik.

Der Politiker als Menschenretter, der Parteipräsident als Kämpfer für den Schutz des Lebens: In dieser gebieterischen Moralpose ist auch SP-Bundesrat Alain Berset unterwegs. Er verteidigt seine Politik jeweils mit dem Hinweis, er wolle die «schwächsten Mitglieder» der Gesellschaft schützen.

Mit der moralischen Vereinnahmung des Lebens ist in der Politik immer auch ein Vorwurf verbunden: Man imprägniert sich gegen Widerspruch. Denn kaum einer getraut sich, den Robin Hoods der Schwächsten und Gestorbenen, an die angeblich niemand denkt, zu kontern.

Indem sie sich zu Schutzengeln des Lebens und zu Rächern der Toten erklären, ist jeder, der widerspricht, fast automatisch ein Zyniker,

Wer wie Wermuth den Schutz des Lebens zur Priorität erklärt, muss auch gegen Abtreibungen sein.

ein Egoist, der hartherzig «ein paar Franken Profit» hinzuverdienen möchte, wie Wermuth in der letzten «Arena» zürnte.

Ich habe grossen Respekt vor Politikern, die sich für den Schutz des Lebens und für die Schwachen einsetzen, aber ich halte nichts von der hohlen Betroffenheit, die hier aus politischen Gründen inszeniert wird.

Kurz: Ich nehme es den beiden nicht ab. Ich glaube ihnen nicht, dass sie es ernst meinen.

Das hat einen einfachen Grund. Berset und Wermuth sind nicht konsequent. Wenn man sich als Politiker hinstellt und den Schutz der Schwächsten, die Bewahrung des Lebens zur heiligen Priorität erklärt, kann man nicht gleichzeitig für Sterbehilfe oder für Abtreibungen sein.

Sind nicht auch Embryos «schwächste Mitglieder» der Gesellschaft? Ich halte hier kein Plädoyer gegen Abtreibung. Ich plädiere für Ehrlichkeit. Wer den Begriff des Lebens in die Politik einbringt, um sich eine Aura moralischer Unangreifbarkeit zu sichern, sollte diesen Begriff nicht selektiv verwenden.

Anders ausgedrückt: Mit ihrer einseitigen Lebensschutz-Rhetorik haben weder Berset noch Wermuth das Recht, anderen Menschen zu unterstellen, sie würden den Wert des Lebens weniger hoch einschätzen als sie. Sie haben keinen Anspruch, sich moralisch gegenüber andern aufzublähen.

Was folgt daraus? Wir sollten sachlicher über Corona diskutieren. Ja, es sterben vor allem Alte und Gebrechliche. Und nein, die Bürgerlichen haben keine finstere Agenda, nur weil sie darauf hinweisen, dass wir wegen der Pandemie nicht die ganze Schweiz abstellen dürfen.

Berset und Wermuth sind ein Beispiel dafür, wie Moralismus gute Politik verhindert. Wenn sich die einen über die anderen erheben, um sie zu verachten oder zu verleumden, gibt es keine Diskussionen mehr.

Ja, wir sollten an die Toten denken. Aber nicht nur an die Corona-Toten, sondern, wenn schon, an alle über 60 000 Toten, die jährlich in der Schweiz an Krankheit oder Unfall sterben. Es ist aber auch nicht verboten, an die Lebenden zu denken. Und daran, wie sie diese Pandemie am besten überstehen, ohne dass sie die Politik am Leben hindert. **R.K.**

Gelenkprobleme soll man nicht auf die leichte Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. **pyramide.ch**

Spitze für Sie.

PYRAMIDE
KLINIK AM SEE

Lavinia Heisenberg, Urs Kessler, Flurin Condrau, Paul Widmer über Oliver Zimmer, «Das Damengambit»

Sie führt die Arbeit des legendären Albert Einstein fort, sie fasst die Geheimnisse der Schwerkraft in verständliche Worte – und sie will unbedingt ins Weltall reisen. Die 37-jährige deutsche Physikerin Lavinia Heisenberg blickt bereits auf eine beeindruckende Karriere zurück. An der ETH Zürich erhielt sie unlängst den prestigeträchtigen Latsis-Preis. Unser Reporter Thomas Renggli hat sich mit dieser aussergewöhnlichen Persönlichkeit über die vermeintliche Unendlichkeit des Weltalls, die irdische Bedeutung der Quantenphysik und Einsteins grössten Fehler unterhalten. **Seite 32**

Die kommende Wintersaison in den Skigebieten steht virusbedingt unter einem unsicheren Stern. Umso erfreulicher ist es, dass die Jungfrauregion in diesen Tagen ein grosses Infrastrukturprojekt in Betrieb nimmt: die sogenannte V-Bahn mit dem neuen Eiger Express. Damit rücken die Skipisten des Berner Oberlandes deutlich näher an den Rest der Schweiz. Die *Weltwoche* war anlässlich der Eröffnung vor Ort und sprach mit Urs Kessler, dem Chef der Jungfraubahnen und Erfinder des Bauprojekts. Jenseits von Corona sieht die Zukunft gut aus für den Wintersport in den Berner Alpen. **Seite 40**

Der Zürcher Medizinhistoriker Flurin Condrau sieht in der angeblichen Gleichgültigkeit gegenüber dem Sterben der älteren Generation «Züge jener Eugenik, die in den 1930er-Jahren auch in der Schweiz weitverbreitet war». Was ist von der Behauptung zu halten, dass in der Schweiz der Tod einer bestimmten Bevölkerungsgruppe vorsätzlich in Kauf genommen wird? Besteht ein Zusammenhang zwischen der früher betriebenen «Rassenhygiene» beziehungsweise «Zuchtwahl» und dem heutigen Umgang mit Covid-Patienten? Christoph Mörgeli, von 1985 bis 2012 Konservator des Medizinhistorischen Museums der Universität Zürich, kommt zum Schluss, dass Condraus Vergleich der Wirklichkeit nicht standhält. **Seite 44**

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Das neue Buch von Oxford-Professor Oliver Zimmer ist ein Meisterwerk. «Seit Herbert Lüthy hat kein Schweizer Historiker mehr einen so brillanteste Essay zum Wesen unserer Demokratie vorgelegt», schreibt Ex-Botschafter und Historiker Paul Widmer in seiner Rezension. Zimmer verbindet eine zeitlos klassische Analyse des Spannungsverhältnisses von Liberalismus und Demokratie mit einer präzisen Kritik der gegenwärtigen Schweizer Europapolitik. Er greift damit auf hohem Niveau in die Debatte über das Rahmenabkommen ein. **Seite 53**

«Das Damengambit» ist die erfolgreichste TV-Miniserie aller Zeiten. 62 Millionen Haushalte haben seit Oktober die Geschichte des Wunderkinds Elizabeth «Beth» Harmon (Anya Taylor-Joy) auf Netflix verfolgt. Zu den begeisterten Zuschauern gehört auch Nico Georgiadis, 24, Schachgrossmeister und Redaktor bei «Glanz & Gloria» von SRF. Selten habe er Schach als so ästhetisch erlebt. Die Serie hat einen regelrechten Boom ausgelöst. Die Nachfrage nach Schachbrettern ist massiv gestiegen, vor allem Frauen begeistern sich plötzlich für den Sport. Georgiadis freut's: «Es besteht die reelle Chance, dass das Spiel seinen Ruf langfristig steigern kann». **Seite 73**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.— (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

CHRONOMAT

BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

Neue Welt: Janet Yellen. Seite 18

Stadt gegen Land: Regula Rytz. Seite 24

Happy End: Taylor Swift. Seite 61

DIESE WOCHE

5 **Editorial**

6 **Intern**

10 **Eilmeldung**
Zensur funktioniert auch freiwillig

11 **Peter Rothenbühler**
Lieber Thomas Süssli

12 **Tagebuch**
Steffi Buchli

15 **Bern Bundeshaus**
Robin Hood der Bergbahnen

16 **Blick in die Zeit**

18 **Frauen und Geld**
Wie sie die Weltwirtschaft umbauen

20 **Personenkontrolle**

20 **Inside Washington**

22 **Mörgeli** Das Ungleichnis von Pascal Couchepin

22 **Corona-Zampano Berset**
Chance zur Selbstprofilierung

23 **Peter Bodenmann**
Unsere Schwinger-States

24 **Medizinhistorischer Sterbehelfer**
Professor Flurin Condrau

26 **Ein Prinz implodiert**
Harry, Duke of Sussex, wirkt verloren

27 **Katharina Fontana**
Im Anti-Terror-Fieber

28 **Stadt erdrückt Land**
Urkonflikt der Schweiz

30 **Schweizerisch weltgewandt**
Martin Meyer über Urs Rohner

31 **Kurt W. Zimmermann**
Wie aus Analysten Aktivisten wurden

32 **«Stellen Sie sich vor, Einstein wäre eine Frau gewesen»**
Physikerin Lavinia Heisenberg

34 **Islamisten sind keine Rechtsextremen**
Analyse von Eckhard Jesse

35 **Hansrudolf Kamer**
Aus dem Osten kommt das Licht

36 **Wir sind alle Franzosen**
Emmanuel Macron gegen Islamisten

38 **Freiheitsimpulse trotz Corona**
Bürgerliche lassen hoffen

39 **Thilo Sarrazin**
Quo vadis, AfD?

40 **Aufbruch in Grindelwald**
Die neuste Verbindung aufs Jungfraujoch

44 **Auf schnellstem Weg in die Freiheit**
Wege aus der Corona-Krise

43 **Eine Frage der Moral**

44 **Dexodus** Die Republikanische Partei lockt Demokraten an

47 **Henryk M. Broder**
Verstaatlichung der Gesellschaft

48 **Leserbriefe**

49 **Nachruf**
Max Dätwyler, Unternehmer

50 **Beat Gygi**
Soll man Zölle einseitig aufheben?

LITERATUR UND KUNST

51 **Ikone der Woche**

52 **Das liberale Gewissen der Schweiz**
Historiker Oliver Zimmer

54 **Bücher der Woche**

57 **Die Bibel**

58 **Nektar der Existenz**
Die Romantik in der Schweiz

60 **Film**
«A Perfectly Normal Family»

61 **Pop**
Taylor Swift featuring Bon Iver

62 **Kunst** M. Dréa: Cahier

63 **Chanson** Ben Mazué

63 **Jazz** Monk'estra Plays John Beasley

LEBEN HEUTE

64 **Wunderbare Welt**

64 **Unten durch**

65 **Fast verliebt**

66 **Sehnsuchtsorte**

67 **Lebensläufe**

67 **Thiel**

68 **Essen**

68 **Wein**

69 **Auto**

69 **Objekt der Woche**

70 **Zeitzeichen**

70 **Fragen Sie Dr. M.**

71 **Mittagessen mit …**
Beatrice Tschanz

72 **Eine wie Rocky Balboa**
Anya Taylor-Joy in «The Queen's Gambit»

74 **Tamara Wernli**
Ein Outing und viel Applaus

Bilder: Keystone (AP Photo/Andrew Harnik, File), Keystone (Anthony Anex), Beth Garrabrant

Publireportage

Mit System zum Anlageerfolg.

150 JAHRE
Zürcher Kantonalbank

Immer mehr Sparer suchen Alternativen zum Konto. Die Zürcher Kantonalbank hat dieses Bedürfnis erkannt. Unsere Anlagewelt basiert auf einer ganzheitlichen Beratung und führt Kunden zu einer Anlagelösung, die sich ganz nach ihren Zielen richtet – egal ob Kleinsparer oder Investor.

Die Zinswende lässt weiter auf sich warten. Viele möchten daher ihr Erspartes abseits des Kontos investieren. Tatsächlich bieten die Finanzmärkte attraktive Renditechancen, denen aber auch Risiken wie Wertschwankungen gegenüberstehen. Denn das «Naturgesetz» beim Anlegen lautet: Keine Rendite ohne Risiko. Viele Privatanleger lassen sich beim Anlegen von ihrem Bauchgefühl leiten. Langfristig erfolgsversprechender ist allerdings ein strukturiertes, auf die individuellen Bedürfnisse abgestimmtes Vorgehen. Die Zürcher Kantonalbank bietet eine moderne Anlagewelt, die für die ökonomischen, psychologischen und regulatorischen Herausforderungen der Finanzmärkte bestens aufgestellt ist.

In einem ersten Schritt wird der Dialog mit Kunden aufgenommen. Denn je besser unsere Kundenberater die Bedürfnisse verstehen, desto genauer können sie eine Anlagelösung auf die individuellen Anforderungen abstimmen – beispielsweise auf den Wunsch, vermehrt in nachhaltige Anlagen zu investieren. Zweitens erfolgt eine ganzheitliche Betrachtung. Es geht nicht darum, auf einzelne Wertschriften oder Anlageprodukte zu setzen, sondern die finanzielle Gesamtsituation zu optimieren – ohne die Risikobereitschaft zu überschreiten. Drittens sorgt ein systematischer Anlageprozess dafür, dass die Anlagestrategie das Risiko in jeder Marktlage bestmöglich berücksichtigt.

Wie kann eine konkrete Zusammenarbeit mit der Zürcher Kantonalbank aussehen? Je nachdem, in welchem Mass Sie Unterstützung im Anlagegeschäft wünschen, steht Ihnen ein anderes Servicemodell zur Verfügung.

ZKB Vermögensverwaltung

Wer weder Zeit noch Lust hat, sich täglich mit den Finanzmärkten auseinanderzusetzen, kann sich mit der ZKB Vermögensverwaltung entlasten. Es handelt sich um die umfassendste Anlagelösung: Damit wird die Verwaltung des Anlagevermögens von A bis Z an die bankeigenen Experten delegiert. Kunden können direkt von der Expertise und Erfahrung der Zürcher Kantonalbank profitieren. Zugleich bleiben sie dank einer transparenten Berichterstattung über ihr Portfolio im Bild.

ZKB Anlageberatung

Wer gerne die Börsenkurse aktiv verfolgt und in Geldangelegenheiten mitbestimmen möchte, für den eignet sich die ZKB Anlageberatung. Bei diesem Modell treffen Kunden ihre Anlageentscheide selbst – erhalten aber massgeschneiderte Anlagevorschläge. Darüber hinaus überwachen die Spezialisten der Bank das Portfolio in Bezug auf die gewählte Anlagestrategie und informieren bei Handlungsbedarf.

ZKB Fondsportfolio

Wer eine unkomplizierte und äusserst flexible Anlagelösung sucht, für den eignet sich das ZKB Fondsportfolio. Es bietet einen einfachen und zeitsparenden Zugang zu den globalen Finanzmärkten – und dies bereits ab CHF 50.–.

Strukturierter Anlageprozess

Die Erfahrung zeigt, dass die Finanzmärkte so komplex und dynamisch geworden sind, dass es für Einzelpersonen eine Herausforderung darstellt, selbst die wichtigsten Entwicklungen im Auge zu behalten. Die Anlageentscheide respektive -vorschläge bei der Zürcher Kantonalbank beruhen nie auf den Emotionen eines Einzelnen. Vielmehr sind sie das Resultat eines strukturierten Anlageprozesses, in welchem zahlreiche Fachleute involviert sind, die durch modernste Risikomanagementsysteme unterstützt werden. Dieses Vorgehen erlaubt es, auch in turbulenten Phasen einen kühlen Kopf zu bewahren. Schliesslich gibt es immer Chancen – man muss sie nur erkennen.

Wie dürfen wir Sie unterstützen?
Möchten Sie im aktuellen Tiefzinsumfeld Anlagechancen nutzen? Wir beraten Sie gerne im Rahmen unserer Anlagewelt. Wussten Sie, dass sämtliche Anlagelösungen der Zürcher Kantonalbank auch mit der Ausprägung «nachhaltig» angeboten werden? Gemeinsam entwickeln wir eine Anlagelösung, die ganz auf Sie abgestimmt ist – und das schon ab geringen Anlagebeträgen.

Vereinbaren Sie einen Beratungstermin unter 0844 843 823 oder erfahren Sie mehr unter zkb.ch/anlegen

Rechtliche Hinweise
Dieses Dokument dient ausschliesslich Informations- und Werbezwecken. Es wurde von der Zürcher Kantonalbank mit geschäftsüblicher Sorgfalt erstellt. Die Zürcher Kantonalbank bietet jedoch keine Gewähr für die Richtigkeit und Vollständigkeit der darin enthaltenen Informationen und lehnt jede Haftung für Verluste ab, die sich aus der Verwendung des Dokuments ergeben. Aufgrund rechtlicher, regulatorischer oder steuerlicher Bestimmungen kann die Verfügbarkeit von Produkten und Dienstleistungen für bestimmte Personen Einschränkungen unterliegen, die sich namentlich aufgrund des Wohnsitzes bzw. Sitzes, der Nationalität oder der Kundensegmentierung ergeben können. Einschränkungen bestehen insbesondere für US-Personen gemäss den einschlägigen Regulierungen.Dieses Dokument stellt weder ein Angebot noch eine Empfehlung zum Erwerb, Halten oder Verkauf von Finanzinstrumenten oder zum Bezug von Produkten oder Dienstleistungen dar, noch bildet es eine Grundlage für einen Vertrag oder eine Verpflichtung irgendwelcher Art. Jede Investition ist mit Risiken, insbesondere demjenigen von Wert- und Ertrags- und allenfalls Wechselkursschwankungen, verbunden. Für eine Einschätzung der spezifischen Risiken von Anlagen wird empfohlen, die von der Bank zur Verfügung gestellte Risikoaufklärung (bspw. Risikobroschüre, Prospekte, Basisinformationsblatt oder weitere Produktdokumentationen) zu konsultieren. © 2020 Zürcher Kantonalbank. Alle Rechte vorbehalten.

Es handelt sich hierbei um Werbung für eine Finanzdienstleistung.

EILMELDUNG

Zensur funktioniert auch freiwillig

Die Story über die Sozialkosten einer eritreischen Asylantenfamilie war allzu süffig. Das neue «Social Responsibility Board» von *20 Minuten* nahm sie vom Netz.

Christoph Mörgeli

Solche Geschichten schreibt nur das wahre Leben. Doch sie dringen überaus selten an die Öffentlichkeit. Nämlich nur dann, wenn es einem Behördenmitglied allzu bunt wird. Und dieses sich unter Verletzung des Amtsgeheimnisses als «Whistleblower» an die Presse wendet. Doch wie steht es um unsere verfassungsmässige Medienfreiheit, wenn die brisante Nachricht zuerst veröffentlicht, dann aber plötzlich vom Netz genommen wird und im Nichts verschwindet?

Am 27. November titelte die Pendlerzeitung *20 Minuten:* «Flüchtlingsfamilie reisst Loch in Zürcher Gemeindekasse». Ein anonym gebliebener Autor erzählte die Geschichte eines anonym gebliebenen Dorfes, das innert fünf Jahren über 1,37 Millionen Franken für eine einzige Asylantenfamilie aus Eritrea bezahlen musste. Konkret fielen 170 000 Franken für die Sozialhilfe an, bis 85 000 Franken betrugen die Wohnungskosten. Hinzu kamen 11 000 Franken für Zahnarztrechnungen und 10 500 Franken für einen Alphabetisierungskurs. Die von der Kinder- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) angeordnete sozialpädagogische Familienbegleitung war mit 53 000 Franken ebenfalls nicht ganz gratis. Auch ein Frauenhaus ist entgegen der landläufigen Meinung keine wohltätige Organisation – sie präsentierte der Gemeinde für diese einzige Familie eine Rechnung von 75 000 Franken. Die prognostizierten Kosten für ein Heim schlagen mit 855 000 Franken zu Buche.

Kinder, häusliche Gewalt, Frauenhaus

Sämtliche Akten, die alle diese Zahlen belegen, lagen *20 Minuten* vor. Die betroffene Gemeinde wurde von der Redaktion um eine Stellungnahme angegangen, wollte den Fall aber aus Datenschutzgründen nicht kommentieren. Ursprünglich, nämlich 2015, war das eritreische Paar allein in die Schweiz eingereist und sorgte in den kommenden vier Jahren für einen dreifachen Kindersegen. Alsdann scheiterte die Beziehung der Eltern, die familiäre Situation geriet ausser Rand und Band. Wegen häuslicher Gewalt sorgte der Sozialstaat dafür, dass beide Elternteile separate Wohnungen beziehen durften; angemietet wurden diese Wohnungen auf Kosten der Steuerzahler zu mindestens 80 000 Franken. Nach einer erneuten Eskalation trotz räumlicher Trennung floh die Frau ins Frauenhaus und benötigte eine enge Betreuung. Sämtliche drei Kinder sind mittlerweile verbeiständet.

Die betroffene Gemeinde bekommt vom Bund in den ersten fünf bis sieben Jahren eine Pauschale von 1500 Franken pro Person und Monat. Die immerhin stattliche Summe von monatlich 7500 Franken für diese eine Asylantenfamilie reichte in diesem Fall nirgendwohin. So musste die Gemeinde mit einem riesigen Betrag einspringen.

«Error 404»

Dieser für das lesende Publikum zweifellos informative Fall wurde von *20 Minuten* auch online geschaltet. Weil es sich dabei um das meistgelesene Zeitungsportal der Schweiz handelt, sorgte der Artikel für erhebliche Aufmerksamkeit – gerade in Corona-Zeiten, in denen für die werktätige Bevölkerung die Notenscheine nicht eben vom Himmel fallen.

Wer aber wenige Tage später im Internet nach dem Beitrag suchte, erhielt statt des Artikels über die teure eritreische Familie die Nachricht: «Error 404. Seite nicht gefunden. Es tut uns leid, aber diese Seite existiert nicht. Bitte gehe auf die Startseite zurück.» Wie *20 Minuten* einige Stunden nach der Anfrage der *Weltwoche* in einer Medienmitteilung bekanntgab, soll künftig ein «Social Responsibility Board» mit 17 Mitarbeitern und unter Mithilfe von NGOs neue Richtlinien erarbeiten. Diese werden der Redaktion «neutrale, nicht verletzende Formulierungen zu gesellschaftlich umstrittenen Themen vorschlagen». Der zitierte Artikel erfüllte die vorgegebenen Kriterien nicht. Deshalb fiel der Online-Artikel dem hausinternen «Board für soziale Verantwortung» zum Opfer. Chefredaktor Gaudenz Looser räumt ein, dass der Beitrag auf seinen Wunsch hin entfernt wurde, er will aber von «Sprachpolizei» nichts wissen: «Dem publizierten Artikel fehlte es aufgrund einer rein episodischen Herangehensweise an der adäquaten Einbettung in einen oder mehrere Kontexte.»

Die Selbstbeschneidung der Presse- und Informationsfreiheit ist in diesem Fall umso unverständlicher, als es sich bei der 1,37-Millionen-Familie nicht um einen Ausnahmefall handeln dürfte. Die Eritreer stellen seit Jahren die grösste Asylbewerbergruppe, 2019 reichten fast 3000 von ihnen ein Asylgesuch ein. Die meisten bleiben dauernd hier, beinahe niemand findet je aus der Sozialhilfe heraus. Gegenüber den Lesern, in deren Interesse die Journalisten ansonsten gerne volle Transparenz einfordern, existiert also in diesem Fall gleich ein doppelter Sicherheitswall gegen eine sachgerechte Information: Da ist zum ersten das strenge Amtsgeheimnis, dem die Sozialbehörden unterliegen. Und wenn einmal ausnahmsweise ein Missstand nach aussen dringt, sorgen zum zweiten die Medienhäuser selber dafür, dass die Journalisten nicht darüber schreiben dürfen. Die steuergeldfinanzierte Presseförderung wirft bereits lange Schatten. Die Zeitungsartikel werden nicht verboten. Höchstens die Gedanken der Journalisten verstaatlicht.

Cartoon: Kai Felmy

PETER ROTHENBÜHLER

Lieber Thomas Süssli

Good news. Die Jugend drängt zur Armee. Nach zunehmender Abwanderung zum Zivildienst und Ausmusterung über den «blauen Weg» können Sie als Armeechef endlich einen positiven Trend melden: Etwa tausend zusätzliche Rekruten haben sich für die RS 2021 gemeldet, das wird mit 12 000 Rekruten/-innen der grösste RS-Start der neueren Geschichte! Natürlich auch wegen des Virus: Viele haben wegen der Covid-19-Pandemie gerade mehr Zeit, keinen Job oder können das Studium unterbrechen. Warum nicht aus der Not eine Tugend machen?

Sie wollen die Armee für die Jugendlichen attraktiver machen und besser informieren, wozu es eine Armee braucht. Sehr gut. Eigentlich dürften Sie jetzt auch wieder mal sagen, was man schamvoll verschweigt, weil es so gestrig tönt: dass die Armee eine unglaublich wertvolle erzieherische Funktion ausübt. Wo sonst werden junge Leute nachhaltiger sozialisiert und mit den Grundwerten der Schweiz vertraut gemacht? Wo sonst lernt man, im Team zu arbeiten, auf die Schwächsten Rücksicht zu nehmen, zu gehorchen und sich zu überwinden? In der RS tragen alle die gleiche Uniform, teilen alle den gleichen Schlafsaal, kommt für alle das gleiche Essen auf den Tisch. Ob sie mit Papas Ferrari oder mit einem Velo eingerückt sind. Obendrein ist die RS das beste Fitnesstraining. Und man lernt die Diversität der Schweiz kennen. Die Armee bekämpft so auch die inneren Feinde wie die Vereinzelung, das Auseinanderbrechen der Landesteile, die soziale Parzellierung. Abgesehen davon ist ja auch die höhere Kaderausbildung der Armee international renommiert, vielen akademischen Führungskursen sogar überlegen.

Wertvolle erzieherische Funktion: Armeechef Süssli.

In Frankreich wird gerade ernsthaft erwogen, den obligatorischen Dienst wieder einzuführen, mit dem Ziel, die vielen aus der Gesellschaft Gefallenen wieder in die Republik einzugliedern. Ihr «Klub» ist zurzeit also gerade viel angesagter als auch schon!

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK

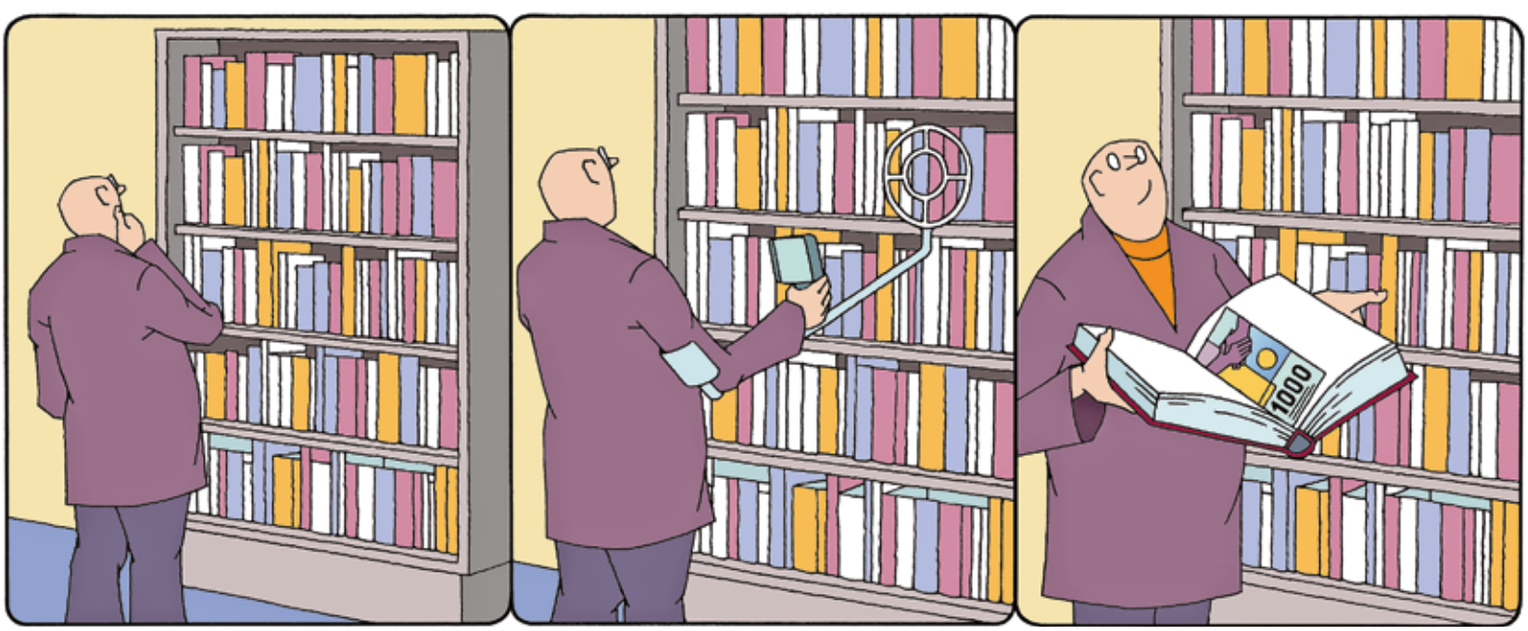


Bild: Christian Beutler (Keystone); Illustration: Miroslav Bartak

TAGEBUCH

Steffi Buchli

Montag, 30. November: *Adios* MySports. Heute endete mein Vertrag als Programmchefin und Moderatorin beim privaten TV-Sportsender MySports, der meinen Alltag in den letzten Jahren geprägt hat. Ich war schon länger nicht mehr operativ tätig, aber jetzt ist es amtlich. Nostalgisch gingen mir Episoden durch den Kopf: der Studiobau – eine Geschichte von Lieferverzögerungen und Improvisationen; der Sendestart – der grösste Nervenkitzel meines Lebens; das Daily Business im Studio Erlenbach – ein familiäres Miteinander mit vielen tollen, jungen Menschen. Unvergesslich. Am Abend machte mich unsere Tochter darauf aufmerksam, dass wir morgen bitte den Adventskalender vom Gotti bereitlegen mögen, es gehe jetzt los. Sie meinte die «Gschänklischlacht», die man jedes Jahr zu verhindern versucht. Falls Sie dies schaffen, schicken Sie mir bitte Ihr Geheimrezept.

Dienstag, 1. Dezember: Pendenzen «abarbeiten». Ich staune darüber, wie sich meine Agenda trotz Sabbatical immer wieder wie durch Zauberhand füllt. Klar, das hat auch mit der Jahreszeit zu tun. Ende Jahr ploppen immer tausend Dinge auf, die noch erledigt werden wollen. In meinem Fall waren es folgende Fokusthemen: die Auffrischung meiner Website planen, betreffend unseren Hausbau mit dem Architekten telefonieren sowie «vorschaffen» für meinen Einstand bei *Blick* Sport. Immerhin fallen heuer all die Abendverpflichtungen weg, das entspannt. Dennoch habe ich den Eindruck: Kaum bricht der November an, kannst du blinzeln, und schon sitzt du unter dem Christbaum.

Mittwoch, 2. Dezember: Ich erreichte mein Schrittziel des Tages schon vor dem Mittagessen. Ich starte den Tag mit einem einstündigen Marsch, der Weg ist das Ziel, aber nicht nur. Ich habe um acht Uhr einen Termin in einer Arztpraxis am Paradeplatz. Mein wöchentlicher Corona-Test. Nur wer einen negativen Test vorweist, darf nach Deutschland einreisen. Ich sitze im Moment im Rate-Panel von «The Masked Singer», einer TV-Live-Show, in Köln produziert. Also lasse ich mir allwöchentlich einen Pfeifenputzer in die Nase stecken. Ich habe es mir – man hört ja diese Räubergeschichten («Die gönd im Fall bis is Hirni ufe!») – schlimmer vorgestellt, mir kommt einfach immer das Augenwasser.

Donnerstag, 3. Dezember: Ich hatte ein Blind Date, ein geschäftliches. Ein Sportförderer und -investor lud mich in sein Office ein. Die Zeit vergeht wie im Flug, viel Energie, viel Inspiration – wunderbar! Deshalb möchte ich nicht mehr zwanzig sein. Ein funktionierendes Netzwerk zu haben, ist sehr angenehm. Abends hatte ich einen mehrstündigen Dreh für eine tolle Weihnachts-Charity-Aktion. Drehen heisst oft auch warten. So fand ich in den Drehpausen endlich Zeit, mich in zwei Businesspläne einzulesen. Das ist quasi das Hobby von meinem Mann und mir. Wir tätigen pro Jahr zwei bis drei Start-up-Investments, je früher, desto besser. Fintech und Blockchain sind gerade unsere Lieblingsbranchen. Nirgendwo sonst gibt es so viel Innovationskraft und sprudelnde Kreativität.

Freitag, 4. Dezember: Ab nach «Kölle»! Auf dem frühen Flug nach Düsseldorf traf ich Moderatorin Christa Rigozzi, die uns im Rate-Panel unterstützt hat. Wir hatten einiges zu plaudern. Auf einen Schnappschuss aus dem Flieger verzichtete ich heute. Letzte Woche motzte die «Bubble», ob ich denn – um Himmels willen! – nicht den Zug nehmen könne. Kann ich, dazu morgen mehr. Im Studio traf ich meinen Rate-Panel-Kollegen Luca Hänni. Wir kannten uns vor dieser Produktion nicht. Der Berner wurde in Deutschland gross, ist ein Profi, anständig und dennoch verschmitzt. Früher gab es nach Live-Sendungen After-Show-Partys, die bis in die Puppen dauerten. Corona lässt keine derartigen Ausschweifungen zu – und ich bin fast froh darüber. Ich bin ja nicht mehr 26 wie Luca, sondern 42. In diesem biblischen Alter steckt man durchtanzte Nächte nicht mehr so einfach weg. Gegen Mitternacht war ich im Hotel, checkte noch rasch die Mails. Um ein Uhr: Lichterlöschen.

Samstag, 5. Dezember: MfG an DB und SBB. Heute sass ich achteinhalb Stunden im Zug, Köln–Zürich. Es fiel ein bisschen Schnee, und es gab ein bisschen viele Zugstörungen. Mehr ist nicht passiert.

Sonntag, 6. Dezember: Ein guter Sonntag ist ein Sport- und Lesetag. Hinzu kam das mit dem Samichlaus: Unsere viereinhalbjährige Tochter hatte im Vorfeld grosse Sorgen wegen seinem braunen Kollegen Schmutzli. Der sei ihr zu «gfürchig» – und hoffentlich gerade in Quarantäne. Lustig, wie diese Zeit den Wortschatz unserer Kinder prägt. Apropos: In Tochters Playmobil-Puppenstube gibt es ein Arztzimmer, dort kann man übrigens Covid-Schnelltests machen lassen. Termine vereinbaren Sie aber bitte im Voraus. *No walk-ins*.

Steffi Buchli, 42, ist Journalistin und Moderatorin. Sie startet im Januar als Sportchefin der Blick-Gruppe.

Illustration: Lev Kaplan

WELTWOCHE daily

www.weltwoche.ch

Menschen und Meinungen Jetzt neu: täglich aktuell

Die Weltwoche baut ihr Online-Angebot aus

- Montag bis Freitag, um Punkt 6 Uhr 30.
- Pointierte Meinungen zu den wichtigsten Themen.
- Konzentration aufs Wesentliche, kurz und klar.
- Meinungsvielfalt über alles.
- Roger Köppels Kult-Podcast neu auch freitags.

Die andere Sicht, unabhängig, kritisch, gut gelaunt.

Jetzt kostenlos testen auf www.weltwoche.ch.

DIE WELTWOCHE

NEU **Das Eco-Portfolio von «Finanz und Wirtschaft»**

FINANZ und WIRTSCHAFT invest

Mit Raffinesse nachhaltig anlegen: das Eco-Portfolio der «Finanz und Wirtschaft»

Übernehmen Sie die ausgeklügelte Nachhaltigkeitsstrategie unserer Experten: Investieren Sie ins Klima und setzen Sie auf Unternehmen mit positiver Umweltwirkung. Mit dem FuW-Eco-Portfolio bietet Ihnen «Finanz und Wirtschaft» ein Portfolio, das sowohl ökologische als auch ökonomische Ansprüche befriedigt. Der Fokus liegt auf Unternehmen, die eine CO_2-Reduktionsstrategie verfolgen. Nachhaltiges Anlegen ist keine Modeerscheinung, sondern ein etablierter Trend. Das dritte Anlageprodukt der FuW hat bis jetzt nicht nur den SPI, sondern auch den Schweizer Leitindex SMI geschlagen. Jetzt kostengünstig profitieren!

Valor 56238777 | SIX Symbol FWEPTQ

Investieren wie die Experten: fuw.ch/invest/eco

POWERED BY LEONTEQ

Kontakt für produktbezogene Fragen

Leonteq Securities AG | Telefon 058 800 1111 | eMail info@leonteq.com

Rechtlicher Hinweis

Die in diesem Dokument erwähnten Finanzprodukte sind derivative Finanzinstrumente. Sie qualifizieren nicht als Anteile einer kollektiven Kapitalanlage im Sinne der Art. 7 ff. des Schweizerischen Bundesgesetzes über die kollektiven Kapitalanlagen (KAG) und sind daher weder registriert noch überwacht von der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht FINMA. Anleger geniessen nicht den durch das KAG vermittelten spezifischen Anlegerschutz.

BERN BUNDESHAUS/HUBERT MOOSER

Robin Hood der Bergbahnen

Beim Aufstand gegen Gesundheitsminister Alain Berset zog der Nidwaldner Ständerat Hans Wicki im Hintergrund die Fäden. Mit dem Ergebnis ist er nicht ganz zufrieden.

Seinen Durchbruch als Parlamentarier in Bern schaffte Ständerat Hans Wicki 2018, als er völlig überraschend gegen Favoritin und Parteikollegin Karin Keller-Sutter für die Nachfolge von Bundesrat Johann Schneider-Ammann kandidierte. In der Rolle seines Lebens fand sich der 56-jährige Nidwaldner Freisinnige nun vergangene Woche, als er als Präsident des Verbandes Seilbahnen Schweiz hinter den Kulissen ein effizientes Powerplay gegen die von Alain Berset geplanten schärferen Schutzmassnahmen aufzog.

Der Gesundheitsminister wollte den Seilbahnunternehmen wegen Corona unter anderem Zugangsbeschränkungen für die Skigebiete vorschreiben, der Bundesrat pfiff ihn aber zurück. Daran hat Wicki einen gewichtigen Anteil. Er rannte von einem Bundesrat zum anderen, bis er sicher war, dass es für die Skigebiete doch noch gut herauskommt. An der politischen Front machten indes bürgerliche Politiker, angeführt von den SVP-Nationalräten Thomas Matter, Albert Rösti und Franz Ruppen, Lärm gegen neue Massnahmen.

Überall lauern Medienspione

Drei Tage nach dem Bundesratsentscheid, der Rauch hat sich verzogen, Wicki wirkt entspannt und freut sich. Kurz zuvor hat sein Nidwaldner Landsmann, Skirennfahrer Marco Odermatt, den ersten Schweizer Riesenslalomsieg seit elf Jahren eingefahren. «Super!», jubelt Wicki, der selber in seiner Freizeit gerne die Skipisten hinunterbrettert. Ist die Saison für die Bergbahnunternehmen nun gerettet? «Bis Weihnachten sollten wir Ruhe haben», hofft er. Aber ganz zufrieden scheint er mit dem Ergebnis nicht zu sein.

Dass den Bergbahnen beides, Maskenpflicht und Abstandsregeln, aufgezwungen wurde, ist für ihn unverständlich. «Bisher hiess es, man solle dort, wo man die Distanzregeln nicht einhalten könne, Masken tragen.» Die Seilbahnunternehmen müssten jetzt aber Distanzregeln und Maskenschutzpflicht einhalten. «Heisst das also, dass die Masken keinen effektiven Schutz bieten gegen das Coronavirus?»

In der Rolle seines Lebens: Hans Wicki.

Wicki spricht auch von ungleicher Behandlung. Wenn man die BAG-Gesundheitswächter zum Beispiel frage, warum es, anders als bei Gondeln und Seilbahnen, für S-Bahnen und Trams keine Kapazitätsbeschränkungen gebe, erhalte man zur Antwort, dabei gehe es eben um den Berufsverkehr. «Gemäss dieser Logik kann man sich also beim Skifahren anstecken, auf dem Weg zur Arbeit aber nicht.» Alles, was Vergnügen bereite, so Wicki, stelle für das BAG offenbar ein erhöhtes Ansteckungsrisiko dar. Selten werde dabei aber erörtert, wie viel der Bevölkerung zumutbar sei, um ein Virus zu bekämpfen.

Einen weiteren Aufstand will er jedoch nicht anzetteln, auch wenn es derzeit im Parlament heisst, Berset plane die Schliessung von Restaurants bis in den Januar. Vorläufig helfe man vor allem den Seilbahnunternehmen, die Vorgaben der Behörden umzusetzen. Man wolle dem Gesundheitsminister keine zusätzliche Munition liefern, um noch schärfere Massnahmen durchzusetzen. Wickis Problem: Überall lauern Medienspione, die das kleinste Fehlverhalten von Skiliftbetreibern brandmarken.

Am letzten Wochenende traf es die Skistation von Verbier. Diverse Medien veröffentlichten Bilder, auf denen Skifahrer zu sehen waren, die dichtgedrängt bei den Bergbahnen anstanden. Sogar das Schweizer Fernsehen machte mit. Wicki warnt davor, aus solchen Bildern voreilige Schlüsse zu ziehen. «Wir werden diesen Winter wahrscheinlich häufig Fotos von angeblich überfüllten Gondeln sehen», warnt er. «Einzelne Zeitungen werden dies wieder genüsslich skandalisieren. Aber wenn man in einer Seilbahnkabine mit einer Kapazität von achtzig Plätzen fünfzig Leute transportiert, sieht es immer noch aus, als wäre die Kabine voll.»

In Keller-Sutter-Andacht geplatzt

Wicki – inzwischen eine Art Robin Hood der Bergbahnen – legte sich nicht zum ersten Mal mit Gesundheitsminister Berset an. Als der SP-Bundesrat im Frühling den Skiliftbetreibern die Schliessung der Skigebiete befahl, widersetzte er sich anfänglich als Präsident der Titlis-Bahnen in Engelberg dem Diktat aus Bern. Jetzt zwang er Berset zum Rückzug.

Dabei hatte der Nidwaldner Politiker seinen Start als Ständerat komplett verpasst. Als er nach Bern gewählt wurde, war er noch Landammann und stark eingespannt. Erst als Wicki in die Keller-Sutter-Andacht platzte, wurde man in Bern auf ihn aufmerksam. Dass ihn damals die Feministinnen nicht öffentlich filetiert und geröstet haben, weil er es wagte, gegen eine Frau anzutreten, liegt wohl daran, dass er seinen Job gut machte – wie jetzt auch wieder.

Bild: Urs Flueeler/Keystone

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebneter

Der niederländische Biologe Carel van Schaik, der lange an der Universität Zürich forschte, legt ein neues Buch vor: «Die Wahrheit über Eva». Es geht der Frage nach, wie es zur Ungleichheit von Männern und Frauen kam.

Der Begriff «Ungleichheit» ist doppeldeutig zu verstehen. Er bezieht sich auf Kultur, aber auch auf Biologie. Das ist in gendersensiblen Zeiten ein schwieriges Thema. Im Interview mit der *NZZ* äusserte sich van Schaik vorsichtig: «Wie viele Leute glauben denn wirklich, dass das Geschlecht überhaupt nichts mit Biologie zu tun hat?»

Dass es diese Leute gibt, weiss van Schaik. Ein ganzer Forschungszweig, die Gender Studies, beschäftigt sich mit der kulturellen Dimension von Geschlecht. Je nach Denkschule wird der Einfluss der Biologie verneint. Wohlwollend vermutet van Schaik eine «Debattenstrategie»: «Man nimmt eine Extremposition ein, dann horchen alle auf.»

Ist es so harmlos? Im Juni machte sich Schriftstellerin Joanne K. Rowling («Harry Potter») über die Formulierung «Menschen, die menstruieren» lustig. Diese soll deutlich machen, dass Frauen eine nichtweibliche Geschlechtsidentität besitzen können, wie es die Gender-Lehre besagt.

Man mag Rowlings Witzeln als unsensibel gegenüber Transmenschen empfinden. Allerdings fällt es schwer, die hasserfüllten Reaktionen darauf «debattenstrategisch» zu deuten. Rowlings Kritiker in den sozialen Medien wirkten eher wie Gläubige in einem Endkampf, ergriffen von heiligem Furor.

Der Vergleich mit religiösen Phänomenen liegt nahe. Rechte Christen in den USA wollen wissenschaftlich beweisen, dass Gott den Menschen nach seinem Ebenbild erschuf. Kreationismus heisst diese Lehre, die für evolutionsbiologische Erkenntnisse keinen Platz lässt.

Manche Gender-Theoretiker verfahren ähnlich. An die Stelle von Gott tritt der Mensch, der sich nach seinem Selbstbild erschafft. So entsteht ein Kreationismus von links.

Van Schaik ist mit religiösen Leidenschaften vertraut. In seinem Vorgängerbuch «Das Tagebuch der Menschheit» legte er die Bibel anthropologisch aus. Das war für strenggläubige Christen ein Ärgernis, wie er sagt. Bringt er nun die «Biologieleugnerinnen» gegen sich auf, wie es die *NZZ* vermutet?

An die Stelle von Gott tritt der Mensch, der sich nach seinem Selbstbild erschafft.

Das ist unwahrscheinlich – so behutsam, wie van Schaik im Interview argumentiert. «Biologieskeptiker» ist das kritischste Wort, das ihm über die Lippen kommt. Wenn er den Einfluss der Biologie betont, ist sein Beispiel politisch unverdächtig: Es werde, sagt er, kaum je eine Gesellschaft geben, wo die meisten Morde von Frauen verübt werden.

Täuscht der Eindruck, oder haben Kampagnen wie jene gegen Rowling das Debattenklima auch in der Schweiz verändert?

Tatsächlich erklärt van Schaik, er wolle Vorurteile abbauen. Die Biologie mache keine Vorgaben, wie die Menschen leben sollen. Sie könne aber helfen, «uns selbst besser zu verstehen». Er selber versteht den Menschen als «Mischwesen mit einer biologischen und einer kulturellen Natur».

Mit seinem Buch möchte van Schaik dazu beitragen, den Graben zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zuzuschütten. Das ist verdienstvoll. Die Frage ist, ob er gehört wird, wenn er seine Erkenntnisse so zaghaft vorträgt. Die Gegenseite bezieht unterdessen lärmend Extrempositionen.

Der Auslandteil des *Tages-Anzeigers* stammt von der *Süddeutschen Zeitung*. Das ist ihm anzumerken. Der deutsche Brüssel-Korrespondent rät der EU, in den Verhandlungen mit Grossbritannien hart zu bleiben. Sie sollte «keine wichtigen Forderungen aufgeben, nur um doch noch ein Handelsabkommen abschliessen zu können».

Um was geht es? Der britische Premierminister Boris Johnson strebt einen Vertrag an, wie ihn Kanada mit der EU hat. Eine solche Lösung würde den Freihandel zwischen den Wirtschaftsräumen sicherstellen, während die britische Souveränität unangetastet bliebe.

Aus Schweizer Sicht wäre das ein interessantes Ergebnis. Besteht vielleicht doch die Möglichkeit, mit der EU ins Geschäft zu kommen, ohne gleich Kompetenzen nach Brüssel zu delegieren? Das kann eigentlich niemand ernsthaft ablehnen.

Der *Tages-Anzeiger* hält trotzdem dagegen. «Grossbritannien ist eben nicht Kanada: Das Königreich ist ein Rivale direkt vor der Haustür der EU.»

Aus deutscher Sicht mag das eine verständliche Position sein. In einer Schweizer Zeitung hingegen wirkt sie seltsam deplatziert, erst recht als Hauptkommentar der Redaktion auf Seite 2.

Illustration: Lev Kaplan

VIP-Angebot: Hotel Kirchbühl, Grindelwald

Freie Sicht auf den Eiger

Imposante Berge, klare Luft, Ruhe und jede Menge Freizeitaktivitäten: Die Vielfalt von Grindelwald im Berner Oberland ist einzigartig. Das geschichtsträchtige Hotel «Kirchbühl» empfängt Sie mit ausgesuchter Gastfreundschaft und weitherum gerühmter Küchenkultur.

Das Hotel «Kirchbühl» liegt auf einer sonnigen Anhöhe oberhalb der Dorfkirche. Allein der Blick auf die legendäre Eigernordwand ist atemberaubend. Seit 120 Jahren werden hier Reisende aus aller Welt beherbergt. Friedrich Brawand, Gastgeber der ersten Generation, war ein grosser Pionier und Mitinitiant der Firstbahn über Bort und Schreckfeld bis auf 2168 m ü. M.

Kulinarische Genüsse verspricht das Restaurant «La Marmite» mit Küchenchef Peter Nydegger, der zuvor im «Castello del Sole» in Ascona und im «Ambassador» in Zermatt wirkte. Im urchigen Hilty-Stübli geniesst man ein Fondue am Kachelofen und Spezialitäten aus der Region. Die Eiger-Stube bietet ein vorzügliches A-la-carte-Angebot in gemütlichem Holz-Ambiente.

Die herrliche Bergwelt lockt mit 200 Pistenkilometern in drei Skigebieten. Auch Langlauf-Freunde finden auf gepflegten Loipen ihre Herausforderung. Sonne, Schnee und herrliche Aussichten sind Ihnen auf 100 Kilometern Wanderwegen und Schlittelpisten gewiss. Für Entspannung und Wellness sorgt die abwechslungsreiche Saunalandschaft mit finnischer Sauna (98° C), Sanarium (65° C) und Dampfbad mit 100 Prozent Luftfeuchtigkeit bei 50° C.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot Hotel «Kirchbühl», Grindelwald

Leistungen:
- 3 Nächte im Doppelzimmer
- Frühstücksbuffet
- 5-Gang-Abendessen, sonntags Tour-de-Suisse-Gala-Diner
- Freie Benutzung der Saunalandschaft
- Freier Eintritt ins Sportzentrum
- Gratis Ski- und Ortsbus

Preise (pro Person im DZ):
Januar & März So bis DO
Economy CHF 465 pro Person für 3 Nächte
Eiger Superior CHF 525 pro Person für 3 Nächte

Februar & alle Wochenende
Economy CHF 540 pro Person für 3 Nächte
Eiger Superior CHF 615 pro Person für 3 Nächte

Buchung:
Reservieren Sie Ihr Arrangement online unter www.privateselection.ch/weltwoche, unter Tel. 041 368 10 05 oder per E-Mail an info@privateselection.ch.
Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben.
Buchbar von 11. bis 21. Dezember 2020, von 3. bis 31. Januar 2021 sowie von 1. März bis 11. April 2021

Veranstalter:
Private Selection Hotels & Tours
www.privateselection.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

DIE WELTWOCHE

PRIVATE SELECTION
HOTELS & TOURS
zauberhaft persönlich

Frauen und Geld

Das weltweite Finanzvermögen liegt zu 70 Prozent bei Männern. Aber die Frauen beginnen mit ihren Investitionen die Welt zu verändern.

Beat Gygi

Sind Frauen grundsätzlich risikoscheuer?

Die amerikanische Ökonomieprofessorin Janet Yellen soll in der Regierung von Joe Biden den Posten als Finanzministerin übernehmen. Das *Wall Street Journal* kommentierte dazu, Yellen sei eine hervorragende Ökonomin, keynesianisch orientiert, die an die positive Wirkung finanzpolitischer Stimulierung und tiefer Zinsen glaube. In ihrer Zeit als Chefin der US-Notenbank Fed während Obamas zweiter Amtshälfte habe sie die Zinsen nur zögerlich erhöht. Der langjährige Börsenkommentator Jens Korte meinte in einem Interview: «Anders als bei ihrem Vorgänger Steven Mnuchin schlägt das Herz von Janet Yellen doch eher sozialer. Mnuchin war eher auf die Business-Seite, auf die Unternehmen fokussiert.»

In der EU ist seit einem Jahr die Französin Christine Lagarde Präsidentin der Europäischen Zentralbank (EZB) und wurde 2019 vom Magazin *Forbes* als zweitmächtigste Frau der Welt eingestuft. Lagarde betreibt ebenfalls eine Politik des billigen Geldes. Was ihr Vorgänger Mario Draghi begann, führt sie beschleunigt weiter und ist daran, die Geldpolitik in Richtung Klimaschutz zu erweitern. Sie gilt als diplomatisch und den Südländern als Garantie dafür, dass die EZB bei den Zinsen nicht plötzlich die harten Marktkräfte spielen lassen wird.

Die Deutsche Ursula von der Leyen kam 2019 an die Spitze der EU-Kommission. Unter ihrer Führung hat die EU ein Ankurbelungsprogramm für die Wirtschaft von gewaltigem Ausmass auf den Weg gebracht, um die unter Corona-Schäden leidenden Länder zu unterstützen. Zudem treibt sie den europäischen «Green New Deal» voran, den Umbau der Wirtschaft, der bis 2050 die Treibhausgasemissionen auf null bringen soll.

Frauen investieren besser

Es sind drei Frauen, die in derart exponierten Führungspositionen und mit so viel Geld die Geschicke der Weltwirtschaft beeinflussen. Und sie sind an der Spitze von Institutionen, die mehr und mehr öffentliche Gelder in Sozial- und Klimapolitik, in «Green New Deals», umverteilen. Erster Gedanke: Ist es typisch, dass Frauen so handeln? Unwillkürlich erinnert man sich an eine Studie über Geschlechterunterschiede, gemäss der Frauen Geld eher mit Liebe, Männer eher mit Freiheit verbinden. Treiben Frauen die Wirtschaft in Richtung sozial-grüne Politik, in Richtung weiche Märkte? Ökonomen kritisieren aus ordnungspolitischer Sicht die laufende Aufweichung der Marktwirtschaft. Die Prinzipien Wettbewerb und Haftung für das, was man tut, würden zunehmend vernachlässigt, an deren Stelle träten weiche Budgetgrenzen, Stützungsmassnahmen auf breiter Front und damit letztlich eine sinkende Produktivität der Wirtschaft.

«Anders als bei ihrem Vorgänger Steven Mnuchin schlägt das Herz von Janet Yellen doch eher sozialer.»

Kann es sein, dass Frauen der Tendenz nach weniger strikt und haushälterisch mit Geld umgehen als Männer?

Nein, nach der Einschätzung von Oswald Grübel, dem früheren Konzernchef der Grossbanken UBS wie auch Credit Suisse, ist es eher umgekehrt. Was jetzt in Geld- und Finanzpolitik passiere, sei ja auch eine Folge von früherem Versagen. Nach seinen Erfahrungen seien Frauen meistens rigoroser, wenn es um Geld gehe, risikobewusster und konsequenter als Männer, vor allem auch wenn Verluste drohten. Auch aus der Geschichte heraus sei das erklärbar, da die Frauen es meist gewesen seien, die sich um den Haushalt gekümmert und die Kasse verwaltet hätten. Diese Fähigkeiten zeigten sich seiner Ansicht nach auch in der professionellen Vermögensverwaltung, obwohl da die Frauen nicht so zahlreich vertreten seien.

Illustration: Vecteezy/seabranddesign

«Boys Will Be Boys», die Studie der Ökonomen Brad M. Barber und Terrance Odean über das Investitionsverhalten von rund 35 000 amerikanischen Haushalten, passt ins Bild, auch wenn sie auf Daten der neunziger Jahre beruht. Männer zeigten typischerweise ein übertriebenes Selbstvertrauen bei ihren Aktieninvestitionen, sie schätzten die Gewinnaussichten zu optimistisch ein und führten 45 Prozent mehr Transaktionen durch als die Frauen, was einen Anteil des Ertrags kostete.

Frauen sind besser als Männer, auch im professionellen Verwalten von Vermögen – ein Zeichen in diese Richtung setzte soeben Aberdeen Standards, einer der grössten Vermögensverwalter Europas. Er will Fonds auflegen, die ausschliesslich in Hedge-Fonds investieren, die von Frauen geführt werden, dies gemäss dem Muster des Women Access Index von Hedge Fund Research. Hintergrund ist laut den Angaben ein zunehmendes Interesse vor allem von amerikanischen Investoren, Pensionskassen und anderen Grossen, diese suchen vermehrt Vermögensverwalter, die nach dem Nachhaltigkeitsmix von ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Kriterien anlegen. Im laufenden Jahr gewann der Women Access Index knapp 7 Prozent hinzu, während die 500 grössten Hedge-Fonds oder der Aktienindex S&P 500 nur um gut 1 Prozent zulegten. Auch sonst suchen amerikanische Pensionsfonds bei der Anlage vermehrt Unternehmen, die massgeblich von Frauen und Angehörigen von Minderheiten geleitet werden. Wie der Investmentchef des Yale-Stiftungsfonds es kürzlich darlegte, sollen die Vermögensverwalter etwa die Vielfalt abbilden, welche die in der Welt beobachtete Vielfalt widerspiegele.

Wie verhalten sich Frauen, wenn sie für sich investieren, privat? Anders als Männer? «Es gibt tatsächlich deutliche Unterschiede», sagt Nannette Hechler-Fayd'herbe, Chief Investment Officer der internationalen Vermögensverwaltung und Leiterin der Forschung bei Credit Suisse. Nach ihrer langen Erfahrung auf diesem Gebiet zeichne sich etwa Folgendes ab: Junge Frauen in den Zwanzigern zeigten eine leicht geringere Risikoneigung als Männer, nicht viel, dann aber folge eine Lebensphase, in der die Kontraste deutlich würden. Im Alter von etwa 30 bis 45 Jahren zeigten sich die Frauen erheblich risikoscheuer als die Männer.

In dieser Zeit sei bei vielen die Familie wichtig, die Arbeitspensen und die Einkommenslage veränderten sich meist stärker. Moderat bis tief sei in dieser Alterskategorie deshalb das typische Risikoprofil bei Frauen, moderat bis hoch hingegen bei den Männern. Der weibliche Weg des Investierens erfolge in diesem Abschnitt mehr über Cash und Obligationen, wogegen Männer stärker auf Aktien und Kapitalwachstum zielten. In Zeiten von Negativzinsen drohe sich deshalb eine Schere zu öffnen in der Kapitalbildung. Nach Berechnungen des «Global Wealth Report» der Credit Suisse liegen lediglich 30 Prozent des Finanzvermögens weltweit bei Frauen; zählt man die Immobilien dazu, sind es 40 Prozent. Sind Frauen grundsätzlich risikoscheuer? Ja, meint Hechler-Fayd'herbe, das gelte eigentlich für alle Alterskategorien, aber die grosse Differenz zeichne sich besonders in der erwähnten Phase ab.

Eine ähnliche Sicht ergibt sich, wenn man das Verdienen von Geld anschaut. Die Ökonomieprofessorinnen Margit Osterloh und Katja Rost von der Universität Zürich kommen zum Schluss, dass Frauen auch in der beruflichen Karriere und beim Einkommen zum Teil weniger weit kommen, weil sie weniger Risiken eingehen als Männer. Nach Ansicht von Rost seien Frauen beispielsweise in der Vermögensverwaltung untervertreten, weil diese männlich geprägt sei. Wie soll man das verstehen? «Das Finanzgeschäft ist durch Wettbewerb geprägt, und Frauen haben eine geringere Bereitschaft als Männer, sich dem Wettbewerb auszusetzen», meint sie. Margit Osterloh ergänzt, Frauen seien in Tätigkeiten untervertreten, in denen es etwa um Mathematik gehe, das seien oft typische Männerberufe. Frauen scheuten sich, in Männerdomänen gegen Männer anzutreten, vor allem auch leistungsfähige Frauen, die beispielsweise in Mathematik gleich gut sind wie Männer.

Frauen sind besser als Männer, auch im professionellen Verwalten von Vermögen.

Ticken denn Frauen derart anders als Männer, haben sie also doch eine Abneigung gegen Wettbewerb und Märkte? Nein, aber auf traditionell männlichem Terrain werde eine erfolgreiche Frau mit einem Sympathieentzug bestraft, in der Firma und auch im Privaten; so sei etwa die Scheidungshäufigkeit in solchen Fällen höher. Warum ist das denn für die Männer kein Problem? Nach Ansicht von Rost und Osterloh haben gesellschaftliche Auffassungen über die Geschlechterrollen starken Einfluss. Eine Frau hat aus dieser Sicht sozusagen mehr Facetten als ein Mann, sie werde in der Gesellschaft nicht primär an der Karriere gemessen wie viele Männer, sondern auch an ihrer Rolle im Privaten. Dies seien sogenannte Identitätsnormen, die sie als Partnerin, Mutter et cetera zu erfüllen habe und deren Verletzung mit Kosten verbunden sei.

Nicht nach unten heiraten

Wenn sich Frauen im Beruf bei Kollegen unbeliebt machten, weil sie ihnen überlegen seien, dann werde das auch privat Folgen zeitigen. Deshalb würden sie bei ihren Entscheidungen berücksichtigen, dass nicht nur die Karriere zähle, sondern auch das Einhalten von Identitätsnormen. Nicht nur beim Bewerben für höhere Posten. So zeige sich etwa, dass es eine Beziehung oft belaste, wenn der Mann weniger verdiene als die Frau. In Befragungen würden bei Ehepaaren mit ähnlich hohen Löhnen Frauen dann lieber zu niedrige, die Männer eher zu hohe Beträge nennen. Und sobald sich das weibliche Einkommen in einer Partnerschaft dem männlichen annähere, tendierten Frauen eher zu Teilzeitpensen. Dann müsste man auch annehmen, dass es für eine Frau unangenehm ist, quasi nach unten zu heiraten, und für deren Mann auch? Ja, meint Rost, für Frauen in Superpositionen sei ein Single-Leben wahrscheinlicher.

PERSONENKONTROLLE

Amherd, Parmelin, Aebi, Vogt, Hess, Wermuth, Rechsteiner, Zimmermann, Johansson

Schall und Rauch: Cédric Wermuth.

Operation Ultimo: Laura Zimmermann.

Viola Amherd, Einkaufstalent, gibt den Schwarzen Peter weiter. Ihr Verteidigungsdepartement (VBS) geriet durch einen Bericht von CH Media über viel zu teuer eingekaufte Schutzmasken in Erklärungsnot. Flugs gab das VBS zu Protokoll, das Wirtschaftsdepartement von **Guy Parmelin** (SVP) sei zuständig gewesen. Das VBS habe erst nach Ausbruch der Krise vom Bundesrat den Auftrag erhalten, wichtige medizinische Güter zu beschaffen. Und wie: So bezahlte das VBS einen Stückpreis von knapp 10 Franken für Masken, die vor der Corona-Krise Fr. 1.20 kosteten. Das kann vorkommen, wenn man unter Druck Material beschaffen muss. Aber die Schuld auf einen Kollegen zu schieben, ist nicht gerade die feine Walliser Art. (*hmo*)

Andreas Aebi, Tätschmeister, führt als neuer Nationalratspräsident ein strenges Regime. So etwa während eines Votums von **Hans-Ueli Vogt** (SVP). Dem war die undankbare Aufgabe zugefallen, als Kommissionssprecher über die hochkomplexe Materie des Erbrechts zu referieren. Also schalteten die meisten Nationalräte offenbar ab. Entsprechende Unruhe. Da zückte Ratspräsident Aebi die Glocke, schellte und sagte: «Ich bitte Sie um mehr Ruhe. Das ist eine Frage des Anstandes gegenüber Herrn Vogt.» Dieser nahm sein Votum wieder auf und sagte mit Blick auf Aebi: «Ich kann mich den Worten meines Vorredners nur anschliessen.» Statt Ruhe im Saal gab es Gelächter. (*kep*)

Erich Hess, Rebell, bleibt seiner Linie treu. So kam es während der Budgetdebatte wiederholt vor, dass bei einzelnen Ausgaben, über die der Nationalrat abstimmte, die Anzeigetafel fast vollständig grün aufleuchtete – mittendrin dann ein einziger roter Punkt oder, besser gesagt, Erich Hess. Dessen finanzpolitische Sololäufe sind im Bundeshaus längst Kult. Eigentlich bräuchte das Parlament noch mehr Parlamentarier wie Hess, die so sorgfältig mit den Steuergeldern umgehen. (*hmo*)

Cédric Wermuth, Abweichler, zeigt sich als Zigarrenfreund. Beim Tabakproduktegesetz stimmte der SP-Co-Präsident als einziger Sozialdemokrat einem Einzelantrag von **Thomas Rechsteiner** (CVP) zu. Dieser verlangte, dass – anders als bei Zigaretten – die «persönlich ausgeführte Verkaufsförderung für Zigarren und Zigarillos» erlaubt bleibt. Der Antrag obsiegte äusserst knapp mit 96 zu 93 Stimmen. Haben etwa Wermuths bekannte Sympathien für das Sozialisten- und Zigarrenparadies Kuba über seinen roten Verbotsdrang gesiegt? (*fsc*)

Laura Zimmermann, Ultimatum, droht den Fans ihrer Operation Libero: Wenn sie bis im Februar nicht 500 000 Franken überweisen, dann «wird es die Operation Libero so nicht mehr geben». Sie stehe «finanziell vor dem Aus». Das Problem sei die ausbleibende «Strukturfinanzierung». Mit anderen Worten: Die Aktivisten, die sich gerne den Anstrich einer spontanen Studenten-Initiative geben, haben mehr laufende Kosten aufgetürmt, als sie stemmen können. Das haben sie vermutlich beim linken Online-Magazin *Die Republik* abgeschaut. Wie auch das Mittel einer ultimativen Spendenkampagne: Geld oder Leben. (*fsc*)

Ylva Johansson, Kommissarin mit Mutterinstinkten, hat ein Herz für ihre Mitarbeiter. Die in der EU-Kommission für Inneres zuständige Schwedin hat allen Kolleginnen und Kollegen zu Weihnachten eigenhändig Socken gestrickt – 23 Paar. Auf den ersten Blick sehen sie bunt, aber auch etwas kratzig aus. (*ky*)

INSIDE WASHINGTON

Sozialisten-Chic

Nachdem sie Washington im Sturm erobert hat, schult die New Yorker Kongressabgeordnete Alexandria Ocasio-Cortez ihr Marketing-Know-how in der Welt der Freizeitkleidung. Das antikapitalistische Covergirl, das derzeit in einem 1000-Dollar-Anzug die Titelseite von *Vanity Fair* ziert, hat die Website *shop.ocasiocortez.com* ins Leben gerufen, damit ihre Fans in Solidarität mit Niedriglohnarbeitern mit Klamotten aus dem Hochpreissegment protzen können. Achtundfünfzig Stutz für ein Unisex-Baumwoll-Sweatshirt mit Rundhalsausschnitt, auf dem «Tax the Rich» (Besteuert die Reichen) prangt, klingt nach Abriss. Aber der «AOC»-Sozialisten-Chic ist bereits ausverkauft. Kein Preis ist zu hoch, wenn es darum geht, die Bourgeoisie zu vernichten.

Unbeeindruckt von Kritikern erklärt die 31-Jährige, 58 Dollar müsse man halt verlangen, um ein echtes, in Amerika hergestelltes Sweatshirt aus 100 Prozent Baumwolle anbieten zu können, das von dankbaren Gewerkschaftsarbeitern liebevoll hergestellt wurde. Leider hält ihre Behauptung einer kurzen Google-Suche nicht stand. Die Firma Royal Apparel im AOC-Heimatstaat New York bietet ein Sweatshirt aus 100 Prozent Bio-Baumwolle mit Rundhalsausschnitt an, hergestellt von Gewerkschaftern für weniger als die Hälfte des Preises, nämlich 27,99 US-Dollar. Aber Zahlen und Recherche erfordern Geduld, und die ist bei der Junglinken knapp, schliesslich muss sie eine Basisbewegung anführen. Wie sie der *Vanity Fair* über ihren Kampf in der Modewelt offenbarte, sei es «schwer […] Teil der Arbeiterklasse zu sein und gleichzeitig zu versuchen, sich in einem professionellen Umfeld zurechtzufinden». Die Staatsbedienstete, die 174 000 Dollar im Jahr verdient, klagt: «Ich brauche immer noch so lange, um herauszufinden, wie ich ohne riesigen Designerschrank chic aussehen kann.» Gott sei Dank gibt es Faserpelz.

Amy Holmes

Bilder: (2) Keystone (Christian Beutler, Gaetan Bally); Illustration: Lev Kaplan

Suchen Sie nach einer Geschenkidee für Ihre Liebsten?

Dann schenken Sie doch ein Abonnement der *Weltwoche*.
Die *Weltwoche* – Menschen und Meinungen.
Unabhängig, kritisch, gut gelaunt.

Schreiben Sie uns bis zum 18. Dezember 2020, wen Sie beschenken wollen.
Sie erhalten von uns eine Geschenkkarte, die Sie zu Weihnachten überreichen können.
Ein nachhaltiges Geschenk, das ein ganzes Jahr lang Freude bereitet.

So funktionierts:

Schreiben Sie uns ein Mail an **geschenkabo@weltwoche.ch**.

Wir brauchen Ihre Adresse, die Adresse der beschenkten Person und die gewünschte Aboart:
Jahresabo für Fr. 346.– oder Halbjahresabo für Fr. 199.–.
Wir starten die Lieferung an die beschenkte Person mit der ersten Ausgabe im neuen Jahr, so dass die Überraschung an Weihnachten gelingt!

Gutes tun und Gutes erfahren:

Wenn Sie Abonnent der *Weltwoche* sind und bei dieser Weihnachtsaktion mitmachen, verlängern wir Ihr eigenes Abo kostenlos um einen Monat!

DIE WELTWOCHE

MÖRGELI

Das Ungleichnis von Pascal Couchepin

Zur Lage der Welt und der Schweiz befragte die *NZZ* wieder einmal ihr freisinniges Orakel aus Martigny. Der einstige Gesundheitsminister Pascal Couchepin meinte zur Ausbreitung des Coronavirus: «Wenn es Krieg gibt, können Sie nicht mit direkter Demokratie und Föderalismus den Gegenangriff organisieren.» So fabulierte der angriffige Kriegsherr hinter «Porzellantässchen mit Motiven der Fabeln La Fontaines».

Was unser Verhältnis zu Europa betreffe, müssten wir endlich über die Souveränität sprechen. Die werde bei uns überhöht wie «das Amen in der Kirche». Der fromme Vergleich hapert, denn das Amen kommt immer zuletzt, die Souveränität sollte aber am Anfang stehen. Der Walliser verglich den EU-Rahmenvertrag mit einem Wohnungsbesitz: «Wenn ich Eigentümer einer Wohnung bin, kann ich sie selber bewohnen oder sie vermieten. Wenn ich sie vermiete, habe ich teilweise die Souveränität darüber verloren. Aber ich bekomme Geld dafür.» Der geldgierige Vergleich hapert. Bei Abschluss des EU-Rahmenvertrags sässe die EU in unserer eigenen Wohnung, aus der die meisten Schweizer nicht einfach ausziehen können. In dieser Wohnung würde sofort die EU die Hausordnung bestimmen. Und wenn es zum Streit käme, würde das EU-Gericht selbstverständlich zugunsten des ohnehin gesetzgebenden Mitbewohners entscheiden.

Mit dem EU-Rahmenvertrag sässe ein «Mieter» in unserer Wohnung, der allein und souverän entschiede, wie er diese Wohnung umnutzt, welche Wände er einreisst und welche neuen Mauern er einsetzt. Dem EU-Mieter könnten wir faktisch nicht mehr kündigen, unser Eigentum wäre letztlich an ihn verloren. Dass die Schweiz ohne EU-Unterordnung verarme, hat FDP-Fraktionschef Pascal Couchepin schon 1992 vor der EWR-Abstimmung gepredigt. Bei der Nein-Mehrheit sah er damals laut *NZZ* «dunkle Kräfte» am Werk, «die während der Abstimmungskampagne den Begriff des Patriotismus manipuliert und in der Deutschschweiz Leidenschaften entfesselt» hätten. Wer hinter einer Mehrheit von Volk und Ständen «dunkle Kräfte» am Werk sieht, ist ein schwieriger Fall. In diesen trüben Corona-Zeiten hat uns ein Verschwörungstheoretiker namens Pascal Couchepin gerade noch gefehlt.

Christoph Mörgeli

Corona-Zampano Berset

Der Gesundheitsminister nutzt die Krise zur Selbstprofilierung und lässt sich für ein Buch befragen. Politiker ärgern sich.

Hubert Mooser

Der frühere Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, Felix E. Müller, hat in vier mehrstündigen Gesprächen mit Bundesrat Alain Berset über die Corona-Krise diskutiert. Entstanden ist daraus ein Buch in Interviewform, das am 9. Dezember unter dem Titel «Wie ich die Krise erlebe» erscheint.

Während das Coronavirus noch immer Menschen tötet, Unternehmen in den Ruin treibt und viele Menschen arbeitslos macht, inszeniert sich der Gesundheitsminister dieses Landes als Zampano der Krisenbewältigung. Das ist typisch für Berset. Er liebt die Macht und mit ihr die Aura des Amtes.

Etwas gar verfrüht

Das kommt im Bundeshaus schlecht an. Bersets Buch ist hier am Rand der Wintersession ein kontrovers diskutiertes Thema.

Die Krise sei ja alles andere als bewältigt, betont der Oberwalliser CVP-Nationalrat Philipp Matthias Bregy. Ein Buch über das bisherige Krisenmanagement sei darum etwas gar verfrüht. Der Gesundheitsminister lasse es hier am nötigen Feingefühl fehlen.

Ein anderer fragt, was dieses Buch denn konkret zur Bekämpfung der Covid-19-Pandemie beitrage.

Der Luzerner FDP-Ständerat Damian Müller sagt, die Schweizer Bevölkerung erwarte, dass ein Bundesrat prioritär die Corona-Krise bekämpfe und nicht Journalisten helfe, Bücher zu verfassen. Der frühere SVP-Präsident Albert Rösti wundert sich, dass der Gesundheitsminister die Zeit findet, um an einem solchen Buchprojekt überhaupt mitzuarbeiten.

Nicht einmal bei seinen Parteileuten bekommt Berset gross Applaus. Der Berner SP-Nationalrat Matthias Aebischer wirft wohl aus Verlegenheit die Frage auf: «Über welchen Bundesrat gibt es eigentlich noch kein Buch?»

Der Bündner SP-Nationalrat Jon Pult hebt die Schultern und sagt: «Eigentlich braucht es für ein Interview nicht viel Zeit.»

Zur besten Sendezeit

Wenn es um Gesundheit und Krankheit geht, steht der Gesundheitsminister im Zentrum der Aufmerksamkeit. Davon hat der bis dahin in zentralen Dossiers wie dem der AHV eher glücklos agierende Bundesrat Berset stark profitiert. Die Frage ist, warum es noch ein Buch braucht. Die Zeitungen und Zeitschriften sind voll mit wohlwollenden Artikeln.

Die Tamedia-Redaktion kürte Berset vor einigen Monaten zum besten Bundesrat. Die *NZZ* schrieb euphorisch von dessen Aufblühen während der Corona-Krise. Das war, als die Corona-Zahlen zurückgingen und Berset sich am Samstagabend per Video am Schweizer Fernsehen zur besten Sendezeit präsentieren durfte. «Wissen Sie, ich bin zurzeit fast ständig im Büro», erzählt er bei einer Live-Schaltung ins SRF-Studio.

Die *Glückspost* präsentierte Berset in einer herzzerreissenden Titelgeschichte als perfekten Ehemann und Familienvater, der während des Shutdowns im Frühjahr unter der Trennung von Frau und Kindern litt.

Heute stellen sich allerdings andere Fragen als im Frühjahr. Hat Berset gehandelt, wo man handeln musste? Warum überflutete im Herbst die zweite Welle das Land? Welche Fehler hat Berset gemacht? Ist er als Krisenmanager überhaupt tauglich?

Was man derzeit mit Gewissheit sagen kann: Berset hat nicht unauffällig und pflichtbewusst den Job erledigt, wie die *Glückspost* in ihrem Artikel dichtete. Sonst müsste er jetzt nicht an einem zweifelhaften Heldenmythos feilen.

Cartoon: Kai Felmy

PETER BODENMANN

Unsere Schwinger-States

Die Städte punkten gemeinsam mit den Welschen gegen die nur scheinbar rurale Schweiz.

Wenn wir der SVP auch nur ein Wort glauben würden, so hat das Volk immer recht. Wahr ist: Auch das Volk kann sich irren. Und das Volk ist bei heissen Fragen meist gespalten. Alles etwas kompliziert für simple Gemüter.

Trotzdem steht die politische Rechte seit dem 29. November 2020 wie ein begossener Pudel da. Das Volk hat mit 50,7 Prozent ja gesagt zur Konzernverantwortungsinitiative. Nur die Schweizer Schwinger-States haben den drohenden Dammbruch knapp verhindert. Rechts der Mitte schieben sich jetzt alle gegenseitig den Schwarzen Peter zu.

Natürlich haben Beat Rieder und Co., indem sie einen halbwegs griffigen Gegenvorschlag verhinderten, diese faktische Abstimmungsniederlage provoziert. Natürlich ist Economiesuisse zu spät gestartet. Natürlich hat Karin Keller-Sutter gelogen, bis sich alle Bretter bogen. Natürlich war SVP-Präsident Marco Chiesa so sichtbar wie der letzte Yeti im hinteren Tibet.

Wichtiger ist das exzellente Resultat der GSoA-Initiative: Die Initiativen der GSoA – obwohl nicht immer das Gelbe vom Ei – machen zurzeit regelmässig mehr Stimmen als jene SVP-Initiativen, die laufend neu in Herrliberg ausgebrütet werden.

Es fehlten 6000 Stimmen in den Schwinger-States, und die KVI-Initiative wäre auch von den Ständen angenommen worden. Gott sei Dank war dies nicht der Fall. Denn die Initiative wäre im Parlament auf die lange Bank geschoben und dabei bis zur Unkenntlichkeit verwässert worden.

Jetzt wird der indirekte Gegenvorschlag zum Tragen kommen. Das Kernstück dieser Wasserleiche: Die Revisionsgesellschaften der in der Schweiz ansässigen Konzerne müssen bestätigen, dass sich ihre Kunden weltweit korrekt verhalten. Können und wollen die Revisionsgesellschaften dies leisten? Nehmen wir das Beispiel Wirecard. Während zweier Jahre warnte die renommierte *Financial Times*

Natürlich war SVP-Präsident Marco Chiesa so sichtbar wie der letzte Yeti im hinteren Tibet.

vor den Wirecard-Gangstern. Absolut erfolglos. Die Revisionsfirma Ernst & Young stellte bis zuletzt Persilscheine aus. Die Big Four der weltweit tätigen Revisionsgesellschaften werden das auch für alle direkt interessierten Konzerne so machen. Gegen viel Geld.

Wie geht es weiter? In den nächsten zwei, drei Jahren werden Konzerne wie Glencore voll in die Messer kritischer Medien und NGOs laufen. Die Kirchen werden Sturm läuten. Die Bewegung wird wieder Fahrt aufnehmen. Parallel dazu werden Biden und die EU die Anforderungen an Lieferketten verschärfen. Denn der weltweite Kapitalismus braucht ein humanitäres Mäntelchen.

Unsere Schwinger-States werden dastehen wie die letzten Halbschuhe. Statt zu antizipieren, wird die Schweiz einmal mehr hinterhermarschieren, hinterhermarschieren müssen. Wie schon bei der Aufhebung des Steuerhinterzieher-Geheimnisses.

Parallel dazu tut sich ein neuer Graben auf. Die Gegnerinnen und Gegner des Finanzausgleichs haben neu eine geniale Botschaft: Immer im Oktober hat das Wallis kein Geld mehr in der Kasse. Die Zürcherinnen und Zürcher müssen während 24 Tagen Steuern zahlen, um dieses und andere kantonale Löcher zu stopfen. Am meisten unter Druck kommen wird der grösste Nehmerkanton der Schweiz, der SVP-durchnässte Kanton Bern, der seine Strukturen nicht verändern will.

Ueli Maurer zeigt auf, wie man den Finanzausgleich umpolen kann: Pro Kopf bekommt Basel-Staat drei Mal mehr Geld aus dem Härtefonds des Bundes als der Kanton Uri. Die überrumpelten Finanzdirektoren des Alpenraums schluckten das im ersten Umgang widerspruchslos. Sie brauchen Zeit, um zu begreifen, welches Ei ihnen Ueli Maurer in ihr Nest gelegt hat. Aber irgendwann werden auch sie es verstehen.

Deshalb werden sich nächstens die Schwinger-States in die Haare geraten. Denn die Steueroasen Zug, Schwyz und Nidwalden haben nicht die gleichen Interessen wie die beiden Appenzell, Graubünden, Uri und das Wallis. Die Bettelbrüder werden in die Arme der barmherzigen Roten und Grünen flüchten müssen. Der absehbare Tauschhandel: Ihr stimmt für den Klimaschutz, und wir helfen euch beim Finanzausgleich. Ende gut, alles gut.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Illustration: Fernando Vicente

Medizinhistorischer Sterbehelfer

Der Zürcher Professor Flurin Condrau sieht im Sterben älterer Covid-Patienten die «Eugenik der dreissiger Jahre». Der schiefe Vergleich schlägt Wellen.

Christoph Mörgeli

Eugenik als Leit- und Modewissenschaft: Historiker Condrau.

Wer in deutschen Medien Schweizer Nazis jagt, findet immer einen dankbaren Resonanzboden. Das weiss auch Flurin Condrau, Professor für Medizingeschichte am Institut für Biomedizinische Ethik der Universität Zürich. Und so liess er sich von der Wochenzeitung *Die Zeit* zitieren, unser Land nehme angesichts der Covid-Pandemie «einfach hin», dass ein «Teil der älteren Bevölkerung stirbt». Damit gebe unsere Gesellschaft diesen Menschen zu verstehen, «dass sie als nichtproduktiver Teil der Gesellschaft überflüssig seien und ihr Tod hinnehmbar sei». Und Condrau setzte angesichts des Altersterbens noch einen drauf: «Als Historiker finde ich das zwar recht abenteuerlich, aber es ist doch offensichtlich, dass sich darin Züge jener Eugenik finden, die in den 1930er Jahren auch in der Schweiz weit verbreitet war.»

Nicht wenige Journalisten freuten sich über die Provokation. Sogar der Deutschlandfunk zitierte den Schweizer Corona-Kritiker. Flurin Condrau selber dürfte sich bewusst gewesen sein: Je grösser der Stein ist, den man ins Wasser wirft, desto höher schlagen die Wellen der Aufmerksamkeit. Denn was steht hinter dem Wort «Eugenik»? Wir wollen dem Historiker einmal zugutehalten, dass er nicht zum plumpsten aller Argumente – nämlich zur Nazi-Keule – greifen wollte. Doch in den dreissiger Jahren verstand man darunter «Erbgesundheitslehre» oder «Rassenhygiene», eine Art «Zuchtwahl» zur Förderung des «gesunden» Erbgutes unter Vermeidung, schliesslich Vernichtung des «lebensunwerten» Erbgutes.

Kein Eugenikforscher

Condrau stellt den hierzulande praktizierten Umgang mit betagten Corona-Kranken bewusst in einen direkten Bezug zu dieser «Eugenik». Er meint damit ein vom Staat gelenktes und befohlenes Programm, das verhindern soll, dass ein als belastend, als minderwertig beurteilter Bevölkerungsteil leben darf. Wer eine gerade Linie vom einstigen eugenischen Denken zum Sterben von älteren Covid-Infizierten in der Schweiz zieht, verabschiedet sich vom vernünftigen Denken. Unser Land unternimmt das Menschenmögliche zugunsten der Minderheit der speziell gefährdeten Senioren. Die Bundespräsidentin betont unentwegt, dass alle vom Coronavirus betroffen seien, um keinesfalls jemanden zu diskriminieren.

Man merkt, dass Flurin Condrau zu keinem Zeitpunkt ernsthaft über die Geschichte der Eugenik geforscht hat. Es liegen von ihm dazu weder namhafte Publikationen vor, noch hat der Geisteswissenschaftler anerkannte Studien über Covid veröffentlicht. Andere Sozialhistoriker haben den Kontakten von Schweizer Humangenetikern zu Nazideutschland nachgespürt, unter anderem auch im Rahmen eines zwölf Millionen Franken teuren Nationalfondsprojekts. Manchen hiesigen Pionieren der Genetik, der Prävention und der Embryologie wird von klinikfernen Historikern zu Unrecht unterstellt, sie hätten ihre paternalistische Macht über die ihnen ausgelieferten Patienten schamlos ausgenützt; sie seien einem falschen Fortschritts- und Machbarkeitswahn erlegen, statt den eugenischen Gefahren ihrer biotechnologischen Möglichkeiten ins Auge zu blicken.

Neuerdings benutzt auch Flurin Condrau die Konjunktur, um sich und seinen Lehrstuhl am heissen Corona-Eisen zu wärmen. Er bezeichnet sich diesbezüglich selber als «Experten» und lässt sich von Journalisten auch als solchen zitieren. Medienschaffende protokollieren pflichtschuldig, wie Condrau unseren Gesundheitsbehörden, den Ärztinnen und Ärzten sowie dem Pflegepersonal vorwirft, sie würden eine Art Nazi-Rassenhygiene betreiben und die Patienten bewusst und planmässig verenden lassen, wie der Begriff der Eugenik unterstellen soll. Diese Anschuldigung ist nicht nur unwissenschaftlich, sie ist auch ungeheuerlich angesichts der enormen Anstrengungen so vieler Menschen, das Leben von Todkranken in Altersheimen, Spitälern und auf Intensivstationen zu retten. Hinzu kommt die Bereitschaft unserer Gesellschaft, zum Schutz der besonders gefährdeten älteren Generation wirtschaftliche Einschränkungen in Kauf zu nehmen, die schlussendlich einen dreistelligen Milliardenbetrag erreichen dürften.

Richtig ist, dass es Zeiten gab, in denen auch in der Schweiz versucht wurde, die Eugenik als

Bild: CH Media/Alex Spichale

Leitwissenschaft zu etablieren. Einflussreiche Forscher wollten die Fortpflanzung «erbkranker» Personen auch hierzulande durch Aufklärung, Heiratsverbote und Zwangssterilisationen unterbinden. Das Waadtländer Gesetz über die Sterilisierung von Behinderten und Geisteskranken von 1928 atmete den Geist des sozialistischen Wissenschaftlers Auguste Forel. Er war erklärter Pazifist, weil er verhindern wollte, dass sich die «höherwertigen» Gesunden in den Schützengräben gegenseitig niedermetzelten, während sich die dienstuntauglichen «Minderwertigen» munter vermehrten. Der St. Galler Psychiater Ernst Rüdin gehörte 1933 zu den Urhebern des nationalsozialistischen «Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses».

Mitte der dreissiger Jahre überlegte sich die Universität Zürich, ihr Hygienisches Institut nach nördlichem Vorbild auf das Modefach «Rassenhygiene» auszurichten. An manchen psychiatrischen Kliniken der Schweiz waren Unfruchtbarmachungen an der Tagesordnung. Die vom Industriellen Julius Klaus gegründete Stiftung für Vererbungsforschung, Sozialanthropologie und Rassenhygiene sollte «praktische Reformen zur Verbesserung der weissen Rasse» umsetzen. Mediziner, Anthropologen, Zoologen und Botaniker bemühten sich eifrig um deren Forschungsgelder. Der Rassenaberglaube war ein Geistesgebäude von Akademikern und Professoren, die von der Gesellschaft schon damals viel zu ernst genommen wurden. Mit der Niederlage der Nazis war nach 1945 der wissenschaftliche Wert der Eugenik gründlich disqualifiziert.

Wenn Flurin Condrau heute wegen Covid-19 schiefe Vergleiche mit der Eugenik anstellt, wäre der Vorwurf entsprechender Parallelen bei der modernen Reproduktionsmedizin weit näherliegender. Diese birgt nämlich angesichts von Embryonen- und Stammzellenforschung die grössere Gefahr eugenischen Denkens in sich. Und wie spätere Generationen über die heute unbedenklich betriebenen Abtreibungen denken und urteilen werden, bleibt eine offene Frage. Wer wie Condrau den Schutz der «nichtproduktiven» Älteren zu Recht hoch einschätzt, dürfte die ethischen Antennen bei den ebenfalls noch unproduktiven Ungeborenen nicht einfahren. Nur läge man dann näher beim verstockten Bistum Chur als beim trendigen Zeitgeist.

Angesprochen auf seine Gleichsetzung der gegenwärtigen Betreuung betagter Covid-Patienten mit der Eugenik der dreissiger Jahre, erklärte sich Flurin Condrau gegenüber dem Medienportal *Kath.ch* so: «Wenn eine Gesundheitskrise zu einer Art von biologischer Zweiklassengesellschaft führt, welchen Begriff will man dafür nehmen? Da kommt mir Eugenik in den Sinn, weil auch die Eugenik das Volk unterteilt hat in diejenigen, die dazugehörten, und diejenigen, die nicht dazugehörten. Ist der Begriff perfekt dafür? Nein, sicher nicht, also warte ich auf ein besseres Wort für das Problem.» Nur hat der Professor keinen Moment gewartet, bevor er sein verheerendes Votum abgab. Jetzt macht er auf Schadensbegrenzung, krebst zurück und räumt ein, «dass jeder Vergleich zum Nationalsozialismus unpassend ist und vom zentralen Problem der aktuellen Pandemie ablenkt». Er sei gerne bereit, für die Bewertung der Übersterblichkeit der älteren Menschen an Covid-19 einen «besseren, weniger belasteten Begriff» zu finden. «Nur welchen?», seufzt der Professor ziemlich ratlos. Wenigstens scheint er das Deplatzierte seiner Anspielungen inzwischen einzusehen.

Einige Brüder und Schwestern im Geiste eilten dem Eugenik-Beschwörer umgehend zu Hilfe.

Einige Brüder und Schwestern im Geiste eilten dem Eugenik-Beschwörer freilich umgehend zu Hilfe. Für den Sozialhistoriker Jakob Tanner ist Condraus Aussage ein «legitimer Warnruf eines gut informierten Medizinhistorikers». Der laut Selbstbeschreibung «marxistische» Wissenschaftler Tanner spricht von einer «wirtschaftsliberalen Eugenik» und kumuliert so gleich zwei seiner Lieblingsschimpfwörter. Die ebenfalls emeritierte Historikerin Béatrice Ziegler behauptet, das «gedankliche Raster» in der heutigen Politik sei «nach wie vor eugenisch». Nur der Basler Geschlechterforscherin Regina Wecker scheint es bei solchen Fanfarentönen nicht mehr wohl. Sie lässt ausrichten, sie erkenne «in der aktuellen Kommunikation des Bundesrates keine eugenischen Tendenzen, die mit denen der 30er Jahre vergleichbar wären». Schliesslich werde in der Pandemie immer wieder die «Rücksicht auf die Schwachen» betont. Auch die Impfplanung, welche die Risikogruppen zuerst berücksichtige, könne nicht eugenisch genannt werden.

Condraus «Zero-Covid-Strategie»

In ihren Auswirkungen monströs wäre hingegen die «Zero-Covid-Strategie», die Flurin Condrau gebieterisch aus seinem gut geheizten Home-Office verlangt. Das Virus müsse «besiegt», Neuinfektionen dürften nicht zugelassen werden. In der Lebenswirklichkeit hiesse dies Rückzug beziehungsweise Einbunkerung aller Menschen in ihre vier Wände und Lahmlegung der gesamten Wirtschaft. So etwas kann nur einem lebenslang beamteten Professor einfallen, der genau weiss, dass trotz vorlesungsfreien Covid-Semestern das hohe Staatsgehalt ungekürzt Monat für Monat auf sein Konto fliesst.

Im «Club» des Schweizer Fernsehens erklärte Flurin Condrau, dass ihm die Frage, ob man die Skigebiete offenlasse oder schliesse, jetzt nicht «so heiss um den Kragen» mache. Die *Walliser Zeitung* reagierte über diese Aussage eines mehr als ordentlich besoldeten ordentlichen Professors aus Zürich ziemlich gereizt: «So analysiert man eine Pandemie tatsächlich leichter als der Skilift-Anbügler auf der Belalp oder die Küchenhilfe in Saas-Fee.»

Der Sozialhistoriker erhebt schliesslich schwere Vorwürfe gegen die Kantonsregierung, also seine vorgesetzte Behörde: «Ein Beispiel ist, dass der Kanton Zürich das Contact-Tracing viel zu klein geplant hatte und dann schnell überfordert war.» Wie souverän Flurin Condrau die Covid-Pandemie meistern würde, wenn er in der Verantwortung stünde, muss zum Glück offenbleiben. Eine Nachfrage bei der Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich, ob er seine besseren Ideen über das Contact-Tracing bei den Behörden jemals eingereicht habe, wurde negativ beantwortet. Vom Medizinhistoriker habe man – abgesehen von seinen Äusserungen in der Presse – nie etwas gehört.

Obwohl Condrau offensichtlich von Eugenik wenig versteht, kann man ihm in der Sterbehilfe eine gewisse Erfahrung nicht absprechen: Schon kurz nach seinem Amtsantritt ist an der Universität Zürich das ihm anvertraute Medizinhistorische Institut mitsamt Museum und Bibliothek für immer geschlossen, also sterbebegleitend ins Jenseits befördert worden.

Naef GROUP | Rohrinnensanierungen | Das Original
Schweizweit führend seit 1985
35 Jahre 1985 - 2020

Ein Prinz implodiert

Harry, Duke of Sussex, scheint mit Gattin Meghan in den Wahnsinn zu entgleiten. Und die ganze Welt schaut zu.

Beatrice Schlag

Das abtrünnige Mitglied des britischen Königshauses war per Zoom aus seiner 14-Millionen-Dollar-Villa im kalifornischen Montecito zugeschaltet, wo die Milliardäre Oprah Winfrey und Tom Cruise zu seinen Nachbarn gehören. In einer vom Fernsehen übertragenen Klimadiskussion mit dem US-Streamingdienst Netflix fiel Prinz Harry vor einer Woche mit folgendem Beitrag auf: «Jeder einzelne Regentropfen, der vom Himmel fällt, entlastet die ausgetrocknete Erde. Stellt euch vor, ihr alle seid Regentropfen, und es kümmert jeden Einzelnen von euch. Die Natur ist schliesslich die Quelle unseres Lebens. Aber man kann nicht ermutigen, erziehen und inspirieren, wenn den Worten nicht Taten folgen.»

Rundum schwierig

Das britische Boulevardblatt *Express* beauftragte eine Sprachanalytikerin, um die krause Rhetorik des Prinzen zu deuten. Sie bezeichnete Harry als «völlig verstrickt in unsinnige PR-Floskeln. Er scheint unter Druck zu sein, in Sachen Intellekt und Erfahrung mitzuhalten, um seine Zuschauer in den USA zu beeindrucken.» Seine Äusserungen zu seinem kleinen Sohn Archie waren nicht viel klarer: «Wenn man Vater wird, ändert sich alles. Wieso soll man ein Kind in die Welt setzen, wenn sie in Flammen steht, kaum ist es erwachsen?» Über das Jahr 2020 sagte er, es sei rundum schwierig gewesen, aber «in der Natur zu sein, ist der heilsamste Teil des Lebens. Ich glaube aufrichtig, dass das einer der Gründe ist, warum es sie gibt.»

Zu Covid-19 beschäftigte ihn vor allem ein Gedanke, den jemand zu Beginn der Pandemie mit ihm geteilt habe: «Es ist fast so hart, als hätte uns Mutter Natur wegen unseres schlechten Benehmens auf unsere Zimmer geschickt, damit wir uns Zeit nehmen, darüber nachzudenken, was wir getan haben.» Der Jemand war möglicherweise seine Tante Sarah Ferguson, Ex-Gattin von Prinz Andrew, die auf Instagram im März fast wörtlich dasselbe gepostet hatte. Vielleicht liegt ihre Verbundenheit darin, dass Sarah unter den Royals so verpönt war wie Meghan eine Generation später. Oder am PR-Mann: Die Sussexes werden von derselben Prominenten-Agentur vermarktet wie Sarah Ferguson.

Besinnliches zu Pflichten und zum Dienst an der Menschheit hatte der Duke of Sussex bereits kurz zuvor in einem Video-Beitrag für eine Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten von US-Veteranen kundgetan, an der auch Bruce Springsteen und der ehemalige «Tonight Show»-Star Jon Stewart teilnahmen. Und wieder kratzten sich danach viele am Kopf: «Ich wurde in ein Leben voller Pflichten hineingeboren», sagte der Mann, der sich neun Monate zuvor abrupt mit seiner Frau Meghan von allem verabschiedet hatte, was das britische Königshaus an Aufgaben mit sich brachte. «Aber erst meine zehn Jahre beim Militär verpflichteten mich zu einem Leben im Dienst. Und Dienst ist etwas, was im Stillen stattfindet. Es ist das, was geleistet wird, wenn niemand zusieht.»

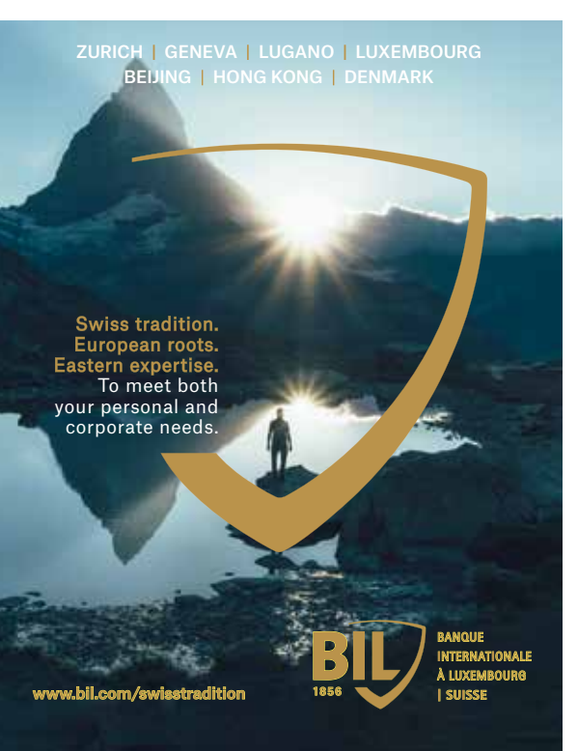
Wenn niemand zusieht? Das ging den Briten, deren Medien über jeden Schritt und jedes Wort der abgesprungenen Royals in den USA berichten, entschieden zu weit. Dass das angeblich so umweltbewusste Paar in Grossbritannien auch für kürzeste Strecken in einen Privatjet oder Helikopter gehüpft war, während die Queen auch grössere Distanzen im Zug zurücklegte, hatte sie immer irritiert. Aber da gehörte der Rotschopf mit dem netten Lächeln noch zur «Firm», wie das Königshaus genannt wird. Nun war er weg und hatte sich eben in den USA ein Ding geleistet, das sie ihm nicht verziehen.

Gartenblumen für Kriegsopfer

Vergeblich hatte der militärbegeisterte Duke of Sussex versucht, kurz vor dem britischen Remembrance Day am 11. November in London einen Kranz für gefallene Soldaten in seinem Namen niederlegen zu lassen. Das Ritual, mit seiner Familie am Londoner Mahnmal Cenotaph der Kriegstoten zu gedenken, war stets Teil seines königlichen Pflichtenhefts gewesen. Die Königsfamilie wollte von einem Kranz des Abtrünnigen nichts wissen. Schliesslich waren Harrys sämtliche militärische Ehrentitel mit seinem Abgang auf Eis gelegt worden.

Die offenbar tief gekränkten Sussexes begingen den Remembrance Day dennoch. Prinz Harry heftete sich all seine militärischen Abzeichen ans Jackett. Meghan hüllte sich in einen schwarzen Mantel. Gemeinsam legten sie im Los Angeles National Cemetery Gartenblumen für Kriegsopfer des Commonwealth und einen Kranz am Grabmal des Unbekannten Soldaten nieder. Sie waren nicht allein da. Am nächsten Tag kursierte das Bild von Modefotograf Lee Morgan, den das Paar angeheuert hatte, um seine Reverenz im Bild festzuhalten, weltweit in den Medien.

Piers Morgan schäumte. «Einfach nur schändlich!», twitterte der bekannteste unter den britischen TV-Moderatoren und Journalisten, «den Remembrance Day als Gelegenheit für Publicity zu benutzen und zu versuchen, den wahren Royals, die daheim ihre Pflicht tun, die Schlagzeilen zu klauen.» Katie Nicholl, Royals-Expertin der *Mail on Sunday,* prophezeite, der Vorfall werde die Fronten in der «Firm» noch mehr verhärten. Und er zeige einmal mehr, wie entschlossen Harry und Meghan seien, die Dinge auf ihre Art zu machen, koste es, was es wolle. Die Royals selber schwiegen – wie erwartet.



KATHARINA FONTANA

Im Anti-Terror-Fieber

Braucht die Schweiz härtere Gesetze? Darf man Verdächtige vor der Tat einsperren? Vorsicht.

Nein zum Willkürgesetz» – mit diesem Schlachtruf kämpfen die Jungsozialisten und andere junge Linke gegen das neue Anti-Terror-Gesetz. Sie haben bis Mitte Januar Zeit, Unterschriften für das Referendum zu sammeln, und man kann jetzt schon sagen, dass das kein Selbstläufer sein wird. Die Attacke in Morges im September, als ein Islamist einen Mann erstach, und der Angriff in Lugano vom November, als eine mutmassliche IS-Anhängerin zwei Frauen verletzte, werden den Gegnern in ihrem Kampf gegen das «Willkürgesetz» nicht gerade helfen. Die Delikte sind schockierend; wenn nicht die Pandemie alles andere überlagern würde, wäre die Debatte über die islamistische Gefahr wohl um einiges lebhafter.

Dabei sind die Reflexe, welche die jungen Linken haben, grundsätzlich richtig. Als Bürger sollte man stets kritisch sein, wenn es darum geht, der Polizei zusätzliche Befugnisse zu geben. Der Staat kann schnell allzu mächtig und seine Hand allzu schwer werden. Man sollte auch nicht erwarten, dass eine superpotente Polizei eine Garantie gegen Terrorismus darstellt. Es kann immer fanatische Einzeltäter geben, die in ein Auto steigen und in Menschengruppen rasen. Völlige Sicherheit gibt es nur bei völliger Aufgabe der Freiheit – das kann es ja nicht sein.

Davon ist man beim Anti-Terror-Gesetz allerdings weit entfernt, und der Vorwurf, dass die Vorlage den Rechtsstaat mit Füssen trete, hat mit der Realität nichts zu tun. Das Bundesamt für Polizei darf künftig mehr machen, um die Bevölkerung vor terroristischen Gefährdern zu schützen – vor Personen, die noch keine Straftat begangen haben, die aber als gefährlich angesehen werden. Doch es darf nicht allzu viel machen. Es kann die Betreffenden zu Gesprächsrunden verknurren, ihnen den Kontakt zu radikalen Freunden verbieten oder die Ausreise untersagen. Wenn alles nichts fruchtet, sind maximal neun Monate Hausarrest möglich, sofern das Gericht dies bewilligt.

Während die Linken das neue Anti-Terror-Gesetz unerträglich finden, geht es den bürgerlichen Parlamentariern zu wenig weit. Sie fordern gröberes Geschütz und wollen «staatsgefährdende Personen» künftig präventiv inhaftieren können. Man möchte ihnen raten, einen Gang zurückzuschalten. Schon heute erlaubt es die Strafprozessordnung, eine Person vorsorglich einzusperren, um sie vor einer schweren Tat abzuhalten. Die Polizei muss also nicht einfach abwarten, bis etwas passiert, sondern kann einen drohenden Islamisten ebenso einbuchten wie einen drohenden Ehemann. Es muss aber ernsthaft zu befürchten sein, dass dieser zur Tat schreiten wird; und das ist auch richtig. Würde man auf diese Voraussetzung verzichten, wie es gewisse Politiker gerne täten, könnte der Staat die Leute bald einmal nach Belieben einsperren.

Als Bürger sollte man kritisch sein, wenn es darum geht, der Polizei zusätzliche Befugnisse zu geben.

Das führt zu einem weiteren Punkt. Man sollte sich immer fragen, was ein Zwangsinstrument wie die Präventivhaft ausrichten kann, wenn es in die Hand des politischen Gegners gelangt. Was genau unter einer «staatsgefährdenden Person» zu verstehen ist, die man präventiv soll verhaften dürfen, ist nämlich nicht klar; klar ist nur, dass es nichts mit Islamismus zu tun haben muss. Wenn man den Begriff erfinderisch auslegt, könnten plötzlich Verschwörungstheoretiker oder andere Missliebige darunterfallen und präventiv aus dem Verkehr gezogen werden. Die letzten Monate unter dem Corona-Regime haben gezeigt, dass derzeit so einiges möglich und der Staat nicht zimperlich ist.

Wie mittlerweile üblich, haben sich etliche Rechtsprofessoren in die Debatte zum Anti-Terror-Gesetz eingeschaltet und sich über eventuelle Grundrechtsverletzungen der Gefährder höchst besorgt gezeigt. Nichts spricht dagegen, dass sich Rechtsprofessoren um die Grundrechte kümmern, man würde sich allerdings wünschen, dass ihr geballtes Engagement nicht immer so einseitig ausgerichtet wäre. Die Parallele zu den Corona-Massnahmen ist augenfällig. In Zeiten, wo die Exekutiven nach Belieben Vorschriften verhängen, wo Tausende von Personen willkürlich in Quarantäne geschickt, wirtschaftliche Existenzen vernichtet werden und das Privatleben polizeilich kontrolliert wird, bräuchte es dringend Juristen, die den staatlichen Durchgriff kritisch hinterfragten – ebenso kritisch, wie wenn es um die Rechte möglicher Terroristen geht. Doch davon ist bis jetzt wenig bis nichts zu spüren. Die Rechtsprofessoren haben offenbar Wichtigeres zu tun.

Illustration: Fernando Vicente

Stadt erdrückt Land

In der Schweiz verschärft sich die älteste aller politischen Konfliktlinien: Die Städte wollen das Land beherrschen.

Erik Ebneter

Alte Rivalität.

Gross ist die Aufregung, weil die linke Konzern-Initiative am Veto konservativer Kantone scheiterte. Juso-Chefin Ronja Jansen möchte das Ständemehr auf dem «Müllhaufen der Geschichte» entsorgen. Grünen-Nationalrätin Regula Rytz sieht «unsere Demokratie» in «Schieflage» und fordert einen «gerechteren Abstimmungsmodus». Sogar die freisinnige *NZZ* kommentiert, die «Problemanalyse» der Kritiker sei richtig.

Doch besteht wirklich ein Problem? Die Konzern-Initiative war erst das zweite Volksbegehren, das nur das Ständemehr verfehlte. Nimmt man die obligatorischen Referenden hinzu, sind es zehn Vorlagen. Zum Vergleich: Seit 1848 gab es über 600 Abstimmungen. In rund zwei Dritteln der Fälle war ein doppeltes Mehr nötig. Die Kantone überstimmten das Volk somit nur jedes vierzigste Mal.

Im Schnitt kommt es alle siebzehn Jahre zu einer Konstellation, wie sie nun bei der Konzern-Initiative eingetreten ist. Dem gegenüber stehen Hunderte Abstimmungen, deren Ergebnis eindeutig war. Selbst wenn man berücksichtigt, dass die Meinungsverschiedenheiten in den vergangenen Jahrzehnten zugenommen haben: Von «Schieflage» kann keine Rede sein.

Massiver Zentralisierungsschub

Was es gibt, ist eine Schieflage zwischen Zentren und Randregionen. Bis in die sechziger Jahre verharrte die Polarisierung von Stadt und Land in Abstimmungen auf tiefem Niveau. Seither hat sich der Gegensatz verschärft. Trotzdem bestimmte lange der Röstigraben zwischen Deutsch- und Westschweiz die Diskussionen und war bis vor fünfzehn Jahren tatsächlich die wichtigste Trennlinie, wie das Bundesamt für Statistik feststellte.

Inzwischen ist der Stadt-Land-Graben dominanter. Dabei wird die ländliche Schweiz, die angeblich zu viel Einfluss hat, immer wieder überstimmt. Beispiele aus jüngerer Zeit sind der Vaterschaftsurlaub, die erleichterten Einbürgerungen oder die schnelleren Ausschaffungen. Auch das Epidemiengesetz, das nun einen massiven Zentralisierungsschub ermöglichte, fand 2013 in einzelnen Landkantonen keine Mehrheit.

Das umstrittenste Thema der vergangenen Jahre – die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union – lässt sich in die Aufzählung einreihen. Die Landbevölkerung ist bei dieser Frage skeptischer als die Stadtbevölkerung. Das liegt in der Natur der Sache: Je mehr Menschen in die Schweiz einwandern, desto städtischer wird das Land. So unterstützten Schwyzer, Glarner und Innerrhödler kürzlich sogar die chancenlose Begrenzungsinitiative.

«Die sollen schweigen»

Selbst wenn es um ihre ureigenen Interessen geht, müssen sich die Menschen auf dem Land dem Willen der Städter unterwerfen. Das beste Beispiel ist die Zweitwohnungsinitiative. Zürcher und Basler schreiben Bündnern und Wallisern vor, wie hoch der Anteil von Zweitwohnungen in den Dörfern sein darf. Was würden Zürcher und Basler sagen, wenn Bündner und Walliser festlegen würden, wie hoch die Gebäude in den Städten sein dürfen?

Zuletzt unterlag die Landbevölkerung beim Referendum über das Jagdgesetz. Von den Städten aus betrachtet, mag die Rückkehr des Wolfs eine rundum erfreuliche Sache sein. Die Menschen vor Ort wollten zumindest dessen Bestand durch Abschüsse regeln dürfen, was ihnen versagt blieb. Ex-Skirennfahrer Paul Accola aus Davos schlug darum sarkastisch vor, Krokodile im Zürichsee auszusetzen: «Liebe Stadtzürcher, wo ist das Problem? Die sind doch herzig!»

Je mehr Menschen in die Schweiz einwandern, desto städtischer wird das Land.

Noch gereizter äusserte sich Ex-CVP-Präsident Carlo Schmid aus Appenzell Innerrhoden. Er empfand das Resultat als «Verachtung der Bergkantone» und «Bösartigkeit der Agglomeranten und Städter». Man habe in den Zentren höchstens noch ein «hämisches Lächeln» für die Randregionen übrig. Das Motto laute: «Die sollen schweigen, diese Leute im Land draussen.»

Brüchiger Frieden

Was Schmid anspricht, ist ein altes Phänomen, sozusagen der Urkonflikt der Schweiz: die Rivalität von Stadt und Land. In der alten Eidgenossenschaft hatte dieser Konflikt zwei Ausprägungen. Einerseits standen die Stadtorte, etwa Zürich und Bern, in Konkurrenz zu den gleichberechtigten Landorten, etwa Uri und Schwyz. Andererseits herrschten die Städte über ländliche Untertanengebiete.

Beide Konfliktlinien blieben wichtig, auch nachdem die alte Eidgenossenschaft 1798 untergegangen war (Helvetik). Die Eliten in Städten wie Zürich oder Basel machten sich bald daran, ihre verlorene Macht über die Untertanengebiete wiederherzustellen (Restauration). Erst die liberalen Revolutionen setzten 1830/31 die weitgehende Gleichberechtigung zwischen Stadt und Landschaft durch (Regeneration). In Basel kam es sogar zur Kantonstrennung.

Die andere Rivalität, jene zwischen alten Stadtorten und alten Landorten, erlebte im Sonderbundskrieg 1847 ihren Höhepunkt. Die meisten Stadtorte waren reformiert und liberal, die meisten Landorte katholisch und konser-

vativ. In einem kurzen Bürgerkrieg siegten die Liberalen und zwangen 1848 die Konservativen in den Bundesstaat. Um den brüchigen Frieden zu wahren, erhielten die zuvor souveränen Kantone weitreichende Mitbestimmung. Deshalb braucht es heute für Verfassungsänderungen ein Ständemehr.

Wie im Ancien Régime

Die gescheiterte Konzern-Initiative lenkt die Aufmerksamkeit auf diesen Konflikt zwischen alten Stadt- und alten Landorten. Dabei lebt auch die Rivalität zwischen Städten und früheren Untertanengebieten fort. In Basel gab es vor ein paar Jahren den Versuch, die beiden Halbkantone zu fusionieren. Die Stadt war dafür, das Land dagegen. In manchen Land-Bezirken lag der Nein-Stimmen-Anteil über 80 Prozent, in keinem unter 60 Prozent.

Auch im Alltag gibt es Verwerfungen. Die Stadt Zürich plant, zwei Spuren einer Einfallsstrasse zu sperren. Wer vom Bezirk Meilen mit dem Auto in die Stadt will, muss staubedingt mit längerer Fahrtzeit rechnen. Dabei fliessen jährlich Hunderte Millionen Franken aus diesem Bezirk in den kantonalen Finanzausgleich, wovon auch die Stadt profitiert. Netto wird sie 2021 knapp 90 Millionen Franken beziehen. Es ist fast wie im Ancien Régime: Die Stadt nimmt Geld der Landschaft und macht damit, was sie will.

Ähnlich läuft es beim nationalen Finanzausgleich. Im nächsten Jahr werden 440 Millionen Franken unter dem Titel «Soziodemografischer Lastenausgleich» umverteilt. Begünstigt werden Kantone mit überproportional vielen Einwohnern, die auf Unterstützung der öffentlichen Hand angewiesen sind. Der Grossteil geht an Genf, Waadt, Zürich und Basel. Die Mittel stammen vom Bund.

Obwohl sich die Städte als wirtschaftliche Kraftzentren verstehen, handelt es sich dabei faktisch um eine Städtesubvention. Von den Heimatkantonen der fünf grössten Städte kommt hier einzig Bern vergleichsweise schlecht weg. Nur vier Millionen bleiben für den Kanton übrig. Dafür hält man sich andernorts schadlos: 2021 wird der Kanton Bern knapp 850 Millionen Franken aus dem «Ressourcenausgleich» beziehen. Getragen wird dieser Fonds von finanzkräftigen Kantonen, darunter Zug, Schwyz, Ob- und Nidwalden.

Ambitionierte Ausgabenpolitik

Der warme Geldregen geht auch über der Stadt Bern nieder. Der Kanton überwies ihr in diesem Jahr den Pauschalbetrag von 61,5 Millionen Franken für «Zentrumslasten». Trotzdem ist die Rechnung der Stadt tiefrot, denn die rotgrüne Regierung betreibt eine ambitionierte Ausgabenpolitik. Immerhin gelingt es ihr so, ihre Klientel bei Laune zu halten. Die Wahlen vor zwei Wochen gerieten zum Triumph.

Ein Prestigeprojekt der Stadtregierung ist die «Velo-Offensive». Schätzungsweise 70 Millionen Franken wird es kosten, Bern zur «Velohauptstadt» zu machen, wie es das erklärte Ziel ist. Miteingerechnet ist der Bau einer 20 Millionen Franken teuren Velobrücke über die Aare, an der seit Jahren geplant wird.

Die Stadt nimmt Geld der Landschaft und macht damit, was sie will.

Geradezu bescheiden nehmen sich dagegen die 200 000 Franken aus, die jedes Jahr an das Festival «Hallo Velo!» gehen.

Demokratietheoretiker in den Städten

Dass sie die grosszügige Politik der Städte mitfinanzieren, haben die reichen kleinen Kantone akzeptiert. Ihre Kritik am Finanzausgleich ist höchstens noch ein Grummeln. Trotzdem sollten sie künftig noch weniger zu sagen haben, wenn es nach den Demokratietheoretikern in den Städten geht. Die Abschaffung des Ständemehrs ist nur ein Beispiel. Gern hätten die Städte eigene Ständeräte, weil sie sich im Bundeshaus untervertreten fühlen.

Richtig ist: 1950 lebten 45 Prozent der Bevölkerung in urbanen Gebieten. Heute sind es 85 Prozent. Doch diese Übermacht wird politisch gespiegelt, wie viele Abstimmungen in jüngerer Zeit zeigen. Wer meint, das Land bestimme über die Stadt, irrt. Es ist, wenn schon, umgekehrt: Die Stadt bestimmt über das Land, wie so oft in der Schweizer Geschichte.

Anzeige

Wissen
für Suchende

Klarheit
fürs
Leben

wissend.info

Illustration: Raphael Lacoste

Schweizerisch weltgewandt

Was Wirtschaft und Kultur dem abtretenden Chairman der Credit Suisse, Urs Rohner, zu verdanken haben.

Martin Meyer

Nach zehn Jahren im Amt des Präsidenten der Credit Suisse tritt Urs Rohner an der Generalversammlung 2021 von seinen Aufgaben und Pflichten zurück. Dass der elegante Hürdenläufer mit der *stamina* eines Marathon-Athleten darüber in Melancholie verfallen wird, darf bezweifelt werden. Natürlich, auch Zeitgenossen, die nach aussen kühl und sachlich wirken, kämpfen mit ihren Emotionen – aber Rohner sah sein Mandat doch vor allem als eine intellektuelle und politische Herausforderung, auch wenn er sich der besonderen Aura, die diese in ihrer Erbmasse so protestantisch-zürcherische Bank lange Zeit umwehte, durchaus bewusst ist.

Kann man von einer Ära Rohner sprechen? Dann hätte sie nicht nur die im Banking längst üblich gewordenen Höhen und Tiefen abgebildet, sondern auch zur grossen, wirtschafts- und gesellschaftsrelevanten Gestaltung der Zeit beitragen müssen. Letztere Qualität ist leider romantisch geworden. Jedes Bedürfnis nach Kontinuität plus Vision, nach Wurf plus Sekurität wird in unserer hochbewegten Epoche von den Realitäten abgeschmettert. Es gab die Ära Robert Holzach, es gab die Ära Rainer E. Gut. Seither – und das ist schon lange her – sind zumal die Finanzinstitute primär dankbar und froh, wenn sie über die Runden kommen, im Markt bestehen können, den regulatorischen Vorschriften genügen, Kunden, Investoren und Mitarbeitende zufriedenstellen, politisch überall korrekt verfahren und dabei immer noch ausdauernd hart und zugleich cool im Nehmen sind.

Knackpunkt im System

Als Rohner anno 2011 die Führung von seinem Vorgänger Hans-Ulrich Doerig übernahm, hatte die Credit Suisse die enormen Stürme der Weltfinanzkrise relativ gut überstanden. Sie war und blieb stabil. Das hatte Vor- und Nachteile. Der Schock, der dem Konkurrenten von der Bahnhofstrasse tief in die Glieder gefahren war, hatte dort umgekehrt sowohl personell wie strukturell einen raschen Neustart erzwungen. Am Paradeplatz hingegen liefen die Uhren weiterhin im Takt, man sah sich nicht veranlasst, die Identität der Bank von Grund auf zu überprüfen. Allerdings war die Credit Suisse damals deutlich unterkapitalisiert, und das Thema Bankgeheimnis harrte ebenfalls noch der Lösung: Probleme, die Rohners Start zu einer kräftigen Herausforderung werden liessen.

Glücksfall weit über Zürich hinaus: Manager Rohner.

Einen Knackpunkt im System hatte schon viel früher Rainer Gut erkannt, worauf er das Gespräch mit Niklaus Senn, dem damaligen Präsidenten der damaligen SBG, suchte. Die Schweizer Grossbanken wurden im Weltvergleich immer kleiner. Sie verloren immer mehr an Einfluss. Sie gerieten in die Defensive. Dieser Prozess beschleunigte sich nach der Finanzkrise, und er verschärft sich heute und morgen unter dem Druck enormer Diversifikationen im Wettbewerb der Finanzdienstleistungen. Identität wird damit eine höchst mobile Grösse, die ständigen Korrekturen und Experimenten und mithin einem anspruchsvollen und mit Risiken belasteten *trial and error* – bis hin zu der so entscheidenden Personalpolitik – unterworfen ist.

Zugleich war Rohner gerade hier im Element. Der schnelle Analytiker sah vieles, antizipierte einiges und liess sich nicht von seinem Weg abbringen. Er setzte früher als andere auf die Digitalisierung und die mit ihr möglich gewordenen Produkte, schuf für die Vermögensverwaltung insbesondere die Schwerpunktzonen Schweiz und Asien, baute das Investmentbanking für den Handelsbereich zurück, förderte die Finanzplatzpublikationen und reduzierte die Bilanzrisiken. Ferner entwickelte er gute politische Kontakte – etwa nach Bern, aber auch nach Brüssel mit der Gründung des Swiss Finance Council zusammen mit Axel Weber, oder in die USA und nach China. Diplomatisch nachhaltiges Geschick über rein branchenübliche Geschicklichkeiten hinaus brachte der Bank und ihrem Präsidenten vielerorts viel Anerkennung.

Nicht alles gelang. Der Kurs der CS-Aktie blieb ein Klumpfuss. Die Wahl von Tidjane Thiam zum Nachfolger von Brady Dougan, in der Sache durchaus richtig und für die ersten Jahre auch von Erfolg gekrönt, mündete abrupt in einem wilden Mix aus Tragik und Groteske. Das Verhältnis zu den Medien war nicht selten fragil bis kritisch – für den ehemaligen Chef des Fernsehsenders ProSiebenSat.1 wohl eine ziemlich irritierende Dauerpendenz. Allerdings gilt auch hier ein eigentümliches Gesetz unserer rasend gewordenen Moderne: Je komplexer und schwieriger die Dinge wirklich sind, um so besser wissen mittlerweile jeder und alle, was sogleich warum wie wozu zu tun wäre. («Corona» bestätigt es.)

Der Mann hinter den Funktionen? Eine deutliche Persönlichkeit. Hochintelligent, kühl, farbig. Rasch im Urteil, nicht selten bis zur Ungeduld, häufig charmant, sehr neugierig, bei guten Diskussionen ein ebenso guter, vifer, belebender Diskutant, mitunter echt lustig. Loyal. Dazu viel Kultur. Begeisterung für Musik (Opernhaus Zürich, Lucerne Festival), Literatur (Dürrenmatt, Frisch), für Film ohnehin. So entwickelte sich das Kombinat Nadja Schildknecht/Urs Rohner mit dem Zurich Film Festival zum Glücksfall weit über die Zwinglistadt hinaus. Glamour, ja, und Welthaltigkeit.

Zweimal, 1981 und 1982, war Urs Rohner Schweizer Meister über 110 Meter Hürden. Das ist bekannt. Noch nicht bekannt ist, wohin die Wege und Pisten nach 2021 führen werden. Gewiss wiederum ist, dass es weder Urs Rohner noch uns dabei langweilig werden wird. Das Tempo tritt zurück, die Hürden werden, so ist zu hoffen, häufiger zu Aussichtspunkten.

Martin Meyer war von 1992 bis 2016 Feuilleton-Chef der *Neuen Zürcher Zeitung*. Er ist Vorsitzender des Beirats Publizistik der NZZ und Präsident des Vorstands des Schweizerischen Instituts für Auslandforschung.

Bild: René Ruis/Keystone

KURT W. ZIMMERMANN

Wie aus Analysten Aktivisten wurden

Rückblick auf das Medienjahr 2020: Noch nie war journalistische Unabhängigkeit so unpopulär.

Gegen Ende des Jahres blies das Panikorchester noch einmal so richtig crescendo. Es ging ums Skifahren.

Wenn die Schweiz die Skipisten öffne, so lasen wir, dann werde sie zum üblen Corona-Krisengewinnler. Wenn die Schweiz die Skipisten öffne, so lasen wir, dann würden die Spitäler übelst kollabieren. Wenn die Schweiz die Skipisten öffne, so lasen wir, dann wäre ihr Image so übel wie noch nie.

Nun hätten wir vielleicht ganz gerne eine Story gelesen, welche die ökonomischen, medizinischen und politischen Vor- und Nachteile einer Pistenöffnung unaufgeregt und unabhängig gegeneinander abgewogen hätte. Auf so eine Story können wir derzeit lange warten.

Die Bilanz des Medienjahres 2020 ist schnell gezogen: Dem Journalismus kam seine geistige Unabhängigkeit abhanden.

Unabhängigkeit im Journalismus ist systemtheoretisch klar definiert. Sie bedeutet, dass die eigene politische Haltung das Ausmass und die Stossrichtung der Recherchen nicht beeinflussen darf. Die eigene Position und die gesellschaftlichen Vertreter dieser Position dürfen bei der Beschaffung, der Gewichtung und der Wiedergabe der Informationen keine Rolle spielen.

Diese Einstellung ist in 2020 weitgehend verschwunden. Das ist nicht modischer Kulturpessimismus, sondern Fakt. 2020 wird in den Medien als das Jahr in Erinnerung bleiben, in dem auf den Redaktionen aus Analysten Aktivisten wurden, aus Beobachtern Parteigänger, aus Fragestellern Überzeugungstäter.

Der Hauptgrund dafür war, dass es in diesem Jahr nur zwei Themen gab. Corona und Trump. Beide Themen wurden zu Glaubensfragen, und auch die meisten Journalisten wurden zu Gläubigen. Gläubige sind nicht an der Wahrheit interessiert, sondern an der wahren Gesinnung.

Die einen, die Mehrheit der Branche, suchten nur noch Informationen zusammen, die Donald Trump als geisteskranken Verbrecher und Corona als tödlichen Weltuntergang beschrieben. Die Minderheit der Medien beschaffte nur noch Informationen, die Trump als Retter Amerikas und Corona als saisonalen Hustenreiz darstellten. Dazwischen war wenig bis nichts.

Gläubige sind nicht an der Wahrheit interessiert, sondern an der wahren Gesinnung.

Wenn alle Gedanken nur um zwei Themen drehen, dann führt das, wie jeder Psychiater weiss, zu Besessenheit. Die Besessenheit wird noch schlimmer, wenn man in einer Gefängniszelle eingesperrt ist.

Stellen wir uns einmal vor: Da sitzt der Inlandjournalist allein in seinem Home-Office und brütet angespannt von morgens bis abends über Statistiken zu Neuinfektionen, Todesfällen und Intensivbetten. Monatelang, Tag für Tag. Mit der Zeit dreht da jeder durch.

Oder da sitzt der TV-Korrespondent in seinem Home-Office in den USA. Von morgens bis abends sucht er fieberhaft nach den neusten Lügengebilden und Angebereien von Donald Trump. Monatelang, Tag für Tag. Irgendwann dreht da jeder durch.

Nun kann man einwenden, die Medien seien selber schuld an ihrer Obsession. Es gäbe ja genug grosse Themen, die früher aktuell waren und weiterhin sind, Migration zum Beispiel, Brexit, Genderfragen, Islamismus und Klimawandel.

Damit kommen wir zum medienökonomischen Aspekt des Jahres 2020. Die Fixierung auf die zwei Themen, meist einseitig und polarisierend, war ein publizistischer Grosserfolg. Die Klickzahlen der jeweiligen Online-Artikel waren gigantisch. Die Leser waren genauso verrückt auf den Stoff wie die Journalisten.

Es erklärt dies, warum die Journalisten das Prinzip der Unabhängigkeit so leicht in den Wind schlagen konnten. Die höchste Resonanz hatten oft die Storys, bei denen sich die Journalisten zu Sprachrohren von Ideologen und Alarmisten machten. «Trump plant Staatsstreich!» läuft glänzend. «Trumps politische Bilanz» interessiert niemanden. «Corona-Panik: Spitäler brechen zusammen!» läuft glänzend. «Die Pandemie-Strategien im Gesundheitswesen» interessiert niemanden.

So bleibt die systemtheoretische Frage. War der verzerrte Journalismus von 2020 ein Systemwechsel, oder war er eine Irregularität im System? Ich glaube optimistisch, es war These zwei, es war eine vorübergehende Abweichung.

Im nächsten Frühjahr wird Corona die Schlagzeilen nicht mehr dermassen dominieren. Die Journalisten werden allmählich ihre psychischen und physischen Gefängnisse verlassen und in die geistige Normalität zurückkehren.

Wenn man den Prozess etwas beschleunigen wollte, gäbe es ein einfaches Mittel. Man könnte einen Impfzwang für Journalisten verfügen.

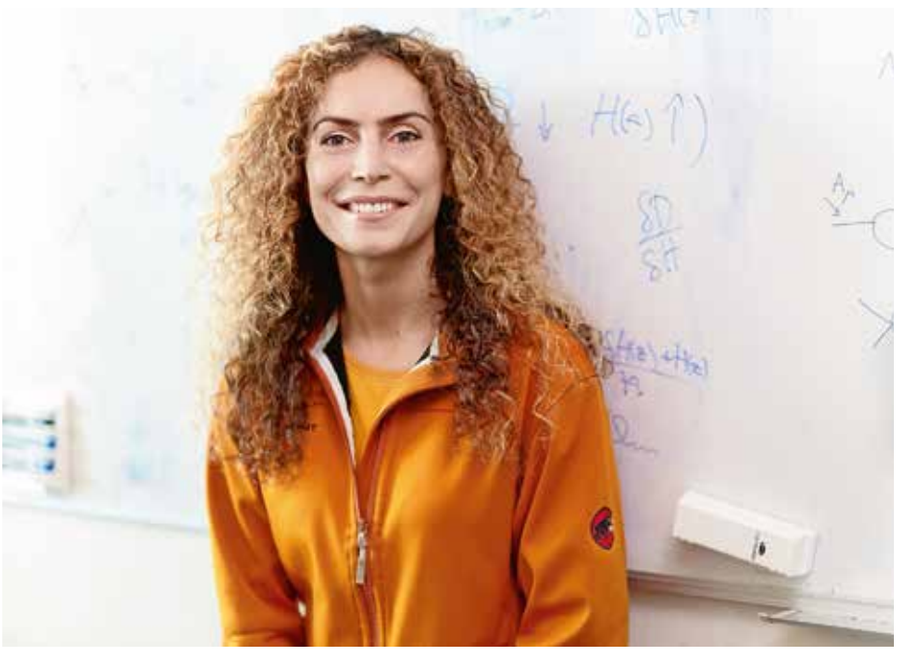
Illustration: Fernando Vicente

«Stellen Sie sich vor, Einstein wäre eine Frau gewesen»

Ein Leben auf dem Mond, eine Reise zum Mars. Die deutsche Physikerin Lavinia Heisenberg verschiebt Grenzen.

Thomas Renggli

Sie gehört zu den führenden Köpfen der globalen Wissenschaft. Sie will Astronautin werden. Sie führt die Arbeit von Albert Einstein fort. Die 37-jährige Physikerin Lavinia Heisenberg bricht mit Rollenmustern und beseitigt Vorurteile. Der Gewinn des Latsis-Preises an der ETH Zürich ist eine weitere Bestätigung ihrer Ausnahmestellung. Ein Gespräch über die Geheimnisse der Schwerkraft, die Sehnsucht nach dem Weltall und die Verletzlichkeit der Erde.



«Ausserhalb der Erde bin ich für alles zu haben»: Forscherin Heisenberg.

Weltwoche: Frau Heisenberg, was würden Sie Albert Einstein sagen, wenn Sie ihn treffen würden?

Lavinia Heisenberg: Einstein hat gesagt, dass die kosmologische Konstante sein «biggest blunder» [sein grösster Fehler] war. Und ich würde ihm entgegnen: Ihr «biggest blunder» beschäftigt uns nach hundert Jahren immer noch! Albert Einstein hat die kosmologische Konstante in der Hoffnung eingeführt, dass er dafür ein statisches Universum kriegt – also ein Universum, das sich nicht entwickelt. Aber Edwin Hubble bewies mit seinen Forschungen, dass das Universum nicht statisch sein kann.

Weltwoche: Einstein gilt als Jahrhundertphysiker. Aber offenbar ist seine Relativitätstheorie nicht vollständig. Können Sie dies bitte erklären?

Heisenberg: Die allgemeine Relativitätstheorie beschreibt die Schwerkraft als Krümmung von Raum und Zeit. Zusammen mit dem kosmologischen Prinzip, das besagt, dass das Universum homogen und isotrop ist, bildet sie das Standardmodell der Kosmologie. Dieses Modell zwingt uns aber, drei unbekannte Bestandteile einzuführen, um Beobachtungen korrekt zu beschreiben: dunkle Energie, dunkle Materie und das Inflatonfeld. Eine grosse Schwierigkeit besteht auch darin, die allgemeine Relativitätstheorie mit der Quantentheorie zu vereinbaren. Des Weiteren reisst die elastische Raumzeit und bekommt Löcher, wenn sie zu stark gedehnt wird. Dies motiviert zur Suche nach neuer Physik. Dies ist mein zentrales Forschungsgebiet.

Weltwoche: Woher kommt Ihre Faszination für diese Wissenschaft?

Heisenberg: Schon seit meiner Kindheit bin ich von Neugier und Wissbegierde geprägt. Soweit ich mich zurückerinnere, spürte ich ein starkes Verlangen danach, Neues zu erfahren und verborgene Ursachen zu entdecken. Die Vielfalt der Natur, ihre Farben und Strukturen zogen mich in ihren Bann. Ich wollte verstehen, wie die Physik diese Vielfalt auf immer einfachere und allgemeinere Gesetze zurückführt. Dabei empfand ich bei der Suche nach Ursachen und gesetzmässigen Zusammenhängen eine tiefe Genugtuung. Insbesondere die Vielfalt astrophysikalischer Phänomene und die Dynamik des gesamten Universums empfand ich als ein spannendes und faszinierendes Thema.

Weltwoche: Die Physik gilt nicht als Frauendomäne. Wie schwierig war es, sich in dieser Welt Respekt zu verschaffen?

Heisenberg: Ich muss leider sagen, dass eine wissenschaftliche Karriere für Frauen selbst heutzutage besonders schwierig ist. Es bestehen noch immer Vorurteile über die Fähigkeiten von Frauen in der Wissenschaft. Ich erlebe es selber, dass man schnell in eine Schublade gesteckt wird. Das kostet Kraft. Ohne einen unnachgiebigen Willen wäre es mir kaum möglich gewesen, wieder auf die Füsse zu kommen und nach vorne zu schauen. Meine Überzeugung war es immer, dass ich meinen Weg gehen kann, wenn ich meine ganze Willenskraft und meine Fähigkeiten dafür einsetze.

Weltwoche: Das heisst, die Vorurteile gegenüber Frauen sind noch immer allgegenwärtig?

Heisenberg: Ja – und das ist schwer zu akzeptieren. Ich habe zwei Nachteile: Ich versuche über die standardisierte Sichtweise hinauszugehen und arbeite an neuen Konzepten, und ich bin eine Frau. Stellen Sie sich vor, Einstein wäre eine Frau gewesen und hätte es gewagt, Newtons Theorie der Schwerkraft zu verallgemeinern und zu modifizieren. Meine Arbeiten über die modifizierte Schwerkraft stiessen bei manchen Menschen immer auf Vorurteile. Oft musste ich mich rechtfertigen, dass ich eine Frau bin. Viele erachten es quasi als Frevel, dass ich als Frau die Lehren von Einstein in Frage stelle.

Bild: Stefan Weiss; Cartoon: Kai Felmy

Weltwoche: Sie gewannen unlängst den Latsis-Preis der ETH Zürich. Was bedeutet Ihnen diese Auszeichnung?

Heisenberg: In der akademischen Welt muss man lernen, mit Stresssituationen umzugehen und sich eine hohe Frustrationstoleranz zu erarbeiten. Zu den energieraubenden Faktoren zählen die ständige, jahrelange kritische Beurteilung an Instituten, bei Vorträgen, Drittmittelanträgen, der ständig wiederholte Verlust sozialer Beziehungen, die Belastung durch die langfristig schwierigen beruflichen Aussichten und die Mehrfachbelastung durch Forschung und Lehre. Eine Auszeichnung zu erhalten, kann sehr aufbauend sein. Sie ermöglicht einem eine kleine Verschnaufpause in dieser sonst sehr turbulenten Welt.

Weltwoche: Sie teilen Ihren Namen mit dem Vater der Quantenmechanik, Werner Heisenberg. Wie nah sind Sie mit ihm verwandt?

Heisenberg: Wieso sollte diese Frage irgendeine Relevanz für meine wissenschaftlichen Leistungen als Frau besitzen? Wäre meine Arbeit dadurch wertvoller, wenn eine gewisse Verwandtschaft bestünde?

Weltwoche: Ihr Traum ist es, Astronautin zu werden. Weshalb?

Heisenberg: Ins Weltall zu fliegen, war und ist ein so starker Wunsch, dass mein gesamter Werdegang dadurch erheblich geprägt wurde. Natürlich wäre es sehr schön und bereichernd, die Schwerelosigkeit zu erleben. Aber es steckt viel mehr dahinter. Als Wissenschaftlerin sehe ich mich in der Pflicht, die Grenzen des menschlichen Wissens voranzutreiben. Ich nehme unsere Welt und die Menschheit sehr wichtig, und ich betrachte meine berufliche Laufbahn als eine privilegierte Möglichkeit dafür, durch wissenschaftliche Erkenntnisse und Fortschritte in Forschung und Technik einen wichtigen Beitrag zur Zukunft der Menschheit zu leisten. Darüber hinaus wäre es mir eine grosse Ehre, wenn ich die Möglichkeit erhielte, junge Menschen zu inspirieren und vor allem junge Frauen zu motivieren, eine naturwissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen.

Weltwoche: Wie nahe sind Sie der Erfüllung dieses Traumes?

Heisenberg: Ich erfülle alle akademischen, physischen und psychischen Voraussetzungen, um mich bewerben zu können. Jetzt warte ich ungeduldig auf die Ausschreibung der Europäischen Weltraumorganisation (ESA). Wenn diese aber nicht bald kommt, bin ich leider irgendwann zu alt dafür. Die letzte Ausschreibung war 2008 – und die ältesten Kandidaten waren 37 Jahre.

Weltwoche: Wo beginnt das Weltall, wo endet es?

Heisenberg: Diese Frage können wir leider nicht beantworten. Wir besitzen nur die Informationen über unseren beobachtbaren Teil des Universums. Dieser umfasst nur jenen Teil, wo uns die Informationen mit Lichtgeschwindigkeit erreichen können. Viele gehen davon aus, dass das Weltall unendlich ist. Aber auch die Endlichkeit lässt sich nicht ausschliessen.

Weltwoche: Momentan wird wieder intensiv über die Besiedlung des Mondes nachgedacht. Ist dies realistisch?

Heisenberg: Ich finde dieses Szenario sehr realistisch. Die ESA hat ein Programm namens «Moon Village» lanciert. Geprüft werden Forschungseinrichtungen, vor allem für astrophysikalische und kosmologische Untersuchungen auf der dunklen Seite des Mondes.

Weltwoche: Würden Sie sich für ein solches Projekt bewerben?

Heisenberg: Sofort. Auf dem Mond hätte ich das perfekte Umfeld, um meine Forschungen im

Bereich der Astrophysik und Kosmologie weiter voranzutreiben. Es wäre toll, wenn man von der dunklen Seite des Mondes aus mit Teleskopen weiter ins Universum blicken könnte.

Weltwoche: Der Mond könnte auch der Ausgangspunkt für die Mars-Mission sein …

Heisenberg: Genau. Und auch da würde ich sehr gerne dabei sein. Ausserhalb der Erde bin ich für alles zu haben. *(Lacht)* Ich wäre aber auch schon glücklich, wenn ich zur Internationalen Raumstation (ISS) fliegen könnte.

Weltwoche: Aber ist Leben ohne Schwerkraft längerfristig überhaupt möglich?

Heisenberg: Ja. Warum sollte es nicht möglich sein – auch wenn dies nicht unserer Vorstellungskraft entspricht? Aber genau in diesem Bereich wird derzeit intensiv geforscht. Wenn man zum Mars fliegen will, wird die Reise rund ein Jahr dauern.

Weltwoche: Haben Sie auch irdische Ziele? Was wünschen Sie sich zu Weihnachten?

Heisenberg: Ich wünsche mir Gesundheit – und Stabilität im Beruf. Und für unseren Planeten, dass wir die Corona-Pandemie in den Griff bekommen. Ein wenig Ruhe täte uns allen gut.

Islamisten sind keine Rechtsextremen

Immer wieder heisst es, der islamische Fundamentalismus sei eine rechtsextreme Ideologie. Das ist falsch. Zwar gibt es Ähnlichkeiten, aber diese bestehen auch mit dem Linksextremismus.

Eckhard Jesse

Es gibt drei antidemokratische Grossideologien: Rechtsextremismus, Linksextremismus und politisch-religiöser Fundamentalismus. Der Rechtsextremismus stellt ethnische Homogenität in den Vordergrund, der Linksextremismus soziale Homogenität, der Fundamentalismus strebt die Einheit von Staat und Religion an.

Allerdings sind diese Grossideologien keineswegs homogen. Jeder Neonationalsozialist ist ein Rechtsextremist, aber nicht jeder Rechtsextremist ein Neonationalsozialist. Jeder Stalinist ist ein Linksextremist, aber nicht jeder Linksextremist ein Stalinist. Bei den Islamisten bekämpfen sich nicht nur Sunniten und Schiiten. Härtere und weichere Formen des Extremismus wohnen allen diesen Varianten inne. Und manchmal sind die Grenzen zu demokratischen Positionen fliessend, etwa zwischen Islamismus und Islam.

Die vielen Formen des politisch-religiösen Fundamentalismus lassen sich nicht auf der Links-rechts-Achse abbilden. Der Islamismus ist die bekannteste Ausprägung, aber keineswegs die einzige, haben doch alle Religionen fundamentalistische Varianten hervorgebracht. Im Koran wimmelt es ungeachtet vieler Widersprüche von Aussagen, die der Gewaltbereitschaft das Wort reden. Kritiker müssen allerdings, wollen sie fair sein, Wortgläubigkeit relativieren und die Zeitgebundenheit der heiligen Schrift in Rechnung stellen.

Absolute Wahrheitsansprüche

Obwohl alle extremistischen Ideologien eigene Wurzeln haben und unterschiedlich ausgerichtet sind, machen sie sich ähnliche Feindbilder zu eigen: die Globalisierung, den Westen oder den Zionismus. Zuweilen weicht die Art der Begründung voneinander ab. Extremismen weisen somit Gemeinsamkeiten und Unterschiede auf. Gleichsetzungen sind falsch. Wendungen wie «roter Faschismus» verwirren nur.

Was es gibt, sind strukturelle Ähnlichkeiten zwischen den Extremismen. Dazu zählen Freund-Feind-Stereotype, geschlossene Weltsichten, absolute Wahrheitsansprüche oder Verschwörungsmythen. Insofern lassen islamistische Varianten, wie oft behauptet wird, tatsächlich eine Nähe zu rechtsextremistischen erkennen. Gleiches gilt aber auch für linksextremistische Varianten, nur wird dieser Befund häufig unterschlagen.

Der islamistische Extremismus mit seinem Plädoyer für einen «Gottesstaat» wendet sich gegen säkulare Maximen. Was auffällt: Bei Attentaten von Islamisten spielen Beobachter das Gedankengut der «Gotteskrieger» herunter und heben deren Persönlichkeitsstörungen hervor. Bei Anschlägen von psychisch labilen Rechtsextremisten vernachlässigen Beobachter die krankhaften Symptome der Täter und stellen die Ideologie als Motiv heraus. Im einen Fall wird die Einzeltat eines Isolierten betont, im anderen die Gefährlichkeit der Ideologie.

Solches Messen mit zweierlei Mass verbietet sich. Trotzdem kommt es häufig vor. Grundsätzlich gilt: Für demokratische Linke ist der Rechtsextremismus ein grösserer Feind als der Islamismus, für demokratische Rechte der Islamismus ein grösserer Feind als der Linksextremismus. Es besteht also eine Schieflage.

Obwohl die Extremismen gewisse Gemeinsamkeiten aufweisen, können sie nicht zusammenarbeiten, einmal abgesehen von vorübergehenden Zweckbündnissen nach dem Motto «Der Feind meines Feindes ist mein Freund». Das Selbstverständnis einer jeder Ideologie macht eine feste Kooperation unmöglich. Zu den wenigen «Frontenwechslern» gehört der einstige Linksterrorist Horst Mahler, der jetzt seine mehrjährige Strafe als Holocaust-Leugner abgebüsst hat.

Aus Ideen kann Gewalt entstehen

Wer gegen alle Formen des Extremismus Stellung bezieht und denselben Abstand hält, verficht ein antiextremistisches Demokratieverständnis. Nur dieses ist glaubwürdig, weil der demokratische Verfassungsstaat von vielen Seiten bekämpft wird. Es fällt manchen schwer, sich zu dieser Position durchzuringen.

Demokratische Rechte, demokratische Linke und demokratische Repräsentanten des Islam eint die Akzeptanz der demokratischen Ordnung, wobei die Ablehnung von Gewalt und Gewaltaufrufen nicht das entscheidende Kriterium sein kann. Schliesslich gibt es auch legalistischen Extremismus. Bereits Ziele sind antidemokratisch, nicht erst Mittel. Aus Ideen kann Gewalt entstehen.

Demokratische Gesellschaften müssen extremistischen Grossideologien widerstreiten. Auf der einen Seite sollte Abstand vom Begriff des «Extremismus der Mitte» genommen werden, denn diese Wendung trägt zur Delegitimation des demokratischen Verfassungsstaates bei.

Auf der anderen Seite verbietet es sich, den politisch-religiösen Fundamentalismus als dritte Säule aus dem Extremismus-Spektrum herauszunehmen: Die unfreiheitlichen Verhältnisse in islamistischen Staaten sprechen Bände. Mit Begriffen wie «Islamophobie», «Islamfeindlichkeit» und «antimuslimischer Rassismus» wird Schindluder getrieben. Wer von der Universalität der Menschenrechte überzeugt ist, kann keinem kulturellen Relativismus das Wort reden.

Eckhard Jesse, emeritierter Professor für Politikwissenschaft in Chemnitz, ist seit 1989 Herausgeber des Jahrbuchs «Extremismus & Demokratie».

Cartoon: Kai Felmy

HANSRUDOLF KAMER

Aus dem Osten kommt das Licht

Für viele Europäer ist Erdogan ein rotes Tuch. Dabei wahrt er nur die Interessen seines Landes.

Der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan ist bekannt für das, was der noch nicht vereidigte Kollege in Washington, Joe Biden, «provokative Aktionen» nennt. Die beiden kennen sich und stehen deshalb miteinander nicht auf gutem Fuss.

Trotz oder wegen innenpolitischer und wirtschaftlicher Schwierigkeiten ist die Türkei aussenpolitisch aktiv und versucht, ihren Einfluss auszudehnen, wo immer es geht. Das reicht von Libyen über das östliche Mittelmeer bis in den Kaukasus, mit Blick nach Zentralasien in die Stammlande alter Turkvölker.

Nach dem jüngsten Krieg in Nagorni Karabach, der armenischen Enklave in Aserbaidschan, kann sich Erdogan als Sieger fühlen. Seine militärische und politische Unterstützung der Aseri war ausschlaggebend für die Niederlage der Armenier. Sämtliche armenischen Geländegewinne des Krieges von 1991 bis 1994 wurden ausradiert.

Jongleur Putin

Weniger klar ist, ob Russland, der traditionelle Schutzpatron Armeniens, ebenfalls eine Schlappe erlitt. Ein russischer Kommentator verstieg sich zur Aussage, für Putin handle es sich um eine geopolitische Katastrophe, nicht nur im Südkaukasus, sondern im ganzen Restbereich des postsowjetischen Raumes. Moskau habe sogar der Präsenz türkischer Militärbeobachter – eines Nato-Mitglieds – zugestimmt, die den Waffenstillstand überwachen sollen.

Doch der Jongleur Putin hält viele Bälle in der Luft. Auch er hatte Baku modernes Kriegsmaterial geliefert, während Armenien mit altem abgespeist wurde. Die durch einen demokratischen Aufbruch an die Macht gekommene Regierung in Erewan ist nicht nach seinem Geschmack, und so liess er sie ins Verderben rennen. Nun hat Russland auch Truppen in Aserbaidschan. Vorher waren keine da. Vermutlich bleiben sie länger.

Ausserdem ist die Mitgliedschaft der Türkei in der Nato nicht mehr bruchsicher. Erdogan handelt eigenständig, ohne Rücksprache mit Verbündeten. Er legt sich mit Putin an in Syrien und Libyen, kauft dann aber das russische S-400-Luftabwehrsystem und verärgert damit Washington. Erdogan beleidigt europäische Staatenlenker wie jüngst Präsident Macron, dieser solle doch seine geistigen Fähigkeiten überprüfen lassen. Die Verhandlungen über die Mitgliedschaft in der Europäischen Union kündigt er aber nicht auf.

Erdogan bringt Zypern ins Spiel und lanciert ein Seilziehen über die Seegrenzen im östlichen Mittelmeer, führt dann selber Erdgasexplorationen durch, um Druck zu machen. In der EU werden Sanktionsforderungen laut. Er befehdet Saudi-Arabien und Ägypten, spielt sich dennoch als Champion unterdrückter Muslime weltweit auf. Schwierig, sich auf alles einen Reim zu machen. Missverständnisse säumen die Geschichte der europäisch-türkischen Beziehungen. So wie der Westen das sieht, ist die Türkei aus den Ruinen des dekadenten Osmanischen Reiches erstanden und in die Modernität entwichen. Der Republikgründer Kemal Atatürk vertrieb Sultanat und Kalifat, gab den Frauen politische Rechte, schuf einen Rechtsstaat nach europäischen Vorbildern.

Auch Atatürk war kein Musterdemokrat, und nach seinem Tod sahen sich die Militärs als Garanten der säkularen Ordnung. Aber die Europäer, die Spanien und Portugal mit der Aufnahme in die Gemeinschaft vom Militär entwöhnten und zivilisierten, hegten lange die Hoffnung, mit der Türkei könnte das auch gelingen. Doch dann lief einiges schief.

Erdogans Wandel

Mit der Aufnahme Zyperns, des griechischen Teils, in die EU machten die Europäer einen strategischen Fehler. Vergessen ist mittlerweile die Vorgeschichte des Zypernkrieges und der folgenden Teilung der Insel – nämlich die griechisch-zypriotischen Coups von 1963 und 1974. Es waren die Griechisch-Zyprioten, die den Vereinigungsplan der Uno ablehnten, während die Türken ihn unterstützten.

Erdogan war nicht von Anfang an der Solist, der seine Muskeln spielen lässt. Als er sein Amt im Jahr 2003 antrat, war ihm bewusst, dass viele seiner Landsleute sich an der westlichen Lebensweise orientierten. Er leitete einen Wirtschaftsaufschwung ein, verbesserte Beziehungen zu Nachbarstaaten, versuchte sogar, das Verhältnis mit Armenien zu normalisieren. Er räumte der kurdischen Bevölkerung Rechte ein und verhandelte mit der PKK. Die Europäer liess das kalt.

Die Türkei sei zu gross, zu arm, zu muslimisch und passe deshalb nicht in die EU. Das war letztlich das Argument. Seither driftet sie vom Westen weg und orientiert sich an ihren älteren Wurzeln – zum Schaden des Westens.

Wir sind alle Franzosen

Präsident Emmanuel Macron führt den Kampf gegen Islamisten entschlossen und auch im Interesse der westlichen Welt. Aber ohne deren Hilfe.

Jürg Altwegg

Wir sind alle Amerikaner», überschrieb *Le Monde* nach den Attentaten auf die Twin Towers 2001 seinen Leitartikel. Die Solidarität mit den Vereinigten Staaten war echt und Frankreichs Selbstvertrauen intakt: Das Land hatte erstmals die Fussball-Weltmeisterschaft und 2000 auch gleich noch die -Europameisterschaft gewonnen.

Doch in den Banlieues begann die schleichende Islamisierung. Bin Laden wurde zum Idol der Jugend und Frankreich zum Nebenschauplatz der Intifada. Einen Monat nach dem 11. September musste das erste Länderspiel zwischen Frankreich und seiner ehemaligen Kolonie Algerien im Stade de France abgebrochen werden. Im Frühling danach kam Jean-Marie Le Pen in die Stichwahl – und Chirac wurde mit 80 Prozent der Stimmen gewählt. Weltweit profilierte er sich als Führer des Widerstands gegen den Krieg der Amerikaner im Irak. In den USA wurden *French fries* verpönt und französische Produkte boykottiert. Die arabische Welt feierte Chirac. Doch das Verbot des Kopftuchs und der Nachdruck der Mohammed-Karikaturen wurden als Kriegserklärung verstanden.

Winkelried im Elisée: Staatschef Macron.

Kapitulation vor der *cancel culture*

Als der Terrorismus der Dschihadisten die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* und den jüdischen Supermarkt Hyper Cacher traf, liessen es die Amerikaner an Solidarität nicht mangeln. Präsident Obama aber fehlte an der Demonstration «Je suis Charlie» in Paris. Es gab Meinungsunterschiede um die «verletzenden, geschmacklosen» Mohammed-Karikaturen. Das Prinzip Laizismus ist den Amerikanern völlig fremd. Es meint die Trennung von Kirche und Staat und bildet den Kern der französischen Republik, die 1789 gegen das Gottesgnadentum erkämpft wurde. Zu ihm gehört das Recht auf Blasphemie – Gotteslästerung.

Die Attentate in Paris und Nizza während des *Charlie Hebdo*-Prozesses haben den transatlantischen Graben vor einigen Wochen erneut aufgerissen. Zunächst sorgte der Bericht der *New York Times* über die Enthauptung des Geschichtslehrers Samuel Paty für Irritationen. Die Schlagzeile schien ein alltägliches Verbrechen zu melden und klang fast schon nach übertriebener Polizeigewalt: «Französische Polizisten schiessen und töten einen Mann nach einer tödlichen Messerattacke auf der Strasse».

Die amerikanische Nachrichtenagentur AP erklärte die Anschläge nicht mit dem religiösen Fanatismus des Islam, sondern mit dem «Zorn» der Muslime auf Frankreich und seine «brutale kolonialistische Vergangenheit, auf seinen unerbittlichen Laizismus und auf Macrons laute und deutliche Sprache», die den Eindruck erwecke, er sei dem «Islam gegenüber gleichgültig». Den Laizismus betreibe Paris als «gefährliche französische Religion», kritisierte die US-amerikanische Zeitung *Politico*.

Der *Financial Times* in London schickte Macron eine Gegendarstellung. Beim Medienredaktor der *New York Times* meldete er sich telefonisch. Vor einem Jahr hatte die Zeitung dem Genfer Patrick Chappatte, der ihr Star-Karikaturist gewesen war, gekündigt. Inzwischen druckt sie überhaupt keine Pressezeichnungen mehr. Die Kritik an Frankreich erscheint nicht mehr als Missverständnis, sondern als Kapitulation vor der *cancel culture*. Dass Macron die Karikaturen verteidigt, verdient die Unterstützung der freien Welt. Wann erschallt in ihr der Ruf «Wir sind alle Franzosen»?

Macron versuchte den arabischen Ländern seinen Standpunkt via Satellitensender Al-Dschasira zu erklären. Ohne durchschlagenden Erfolg. Aus Protest gegen Macrons Ansprache bei der Trauerfeier für Samuel Paty, wo er den enthaupteten Lehrer als «Märtyrer des Laizismus» bezeichnete, stellte Erdogan öffentlich die «geistige Gesundheit» des französischen Präsidenten in Frage. In Katar wurden französische Produkte boykottiert, in Pakistan bei Demonstrationen Affichen mit Macrons Konterfei verbrannt.

Verwilderung der Gesellschaft

Insbesondere das Gesetz zur Bekämpfung des (islamischen) «Separatismus in der Republik», über welches das französische Parlament diese Woche berät, sorgt in muslimischen Ländern für heisse Köpfe. Widerstand kommt auch aus Frankreich selbst. Der Politologe und Islamkenner Gilles Kepel kritisiert den Begriff des «Separatismus»: Dem fanatischen Islam gehe es keineswegs um die Trennung von der Republik, sondern um deren «Balkanisierung».

Bild: Michel Euler/Pool via REUTERS

Seit Mitte Sommer debattiert Frankreich über die «Verwilderung» seiner Gesellschaft. Ein rhetorischer Bürgerkrieg ist im Gang. Er findet zwischen den Geschlechtern und den Generationen statt. Die radikalen Minderheiten führen ihn im Namen ihrer Identität. Die extreme Linke verrät den Laizismus, den sie früher gegen die Kirche verteidigte: Gefährlicher als der Separatismus des Islam der Armen sei die Sezession der Reichen. Praktisch an jedem Wochenende arten Demonstrationen zu Strassenschlachten aus: geplünderte Geschäfte, brennende Autos, verletzte Polizisten. Auch deren Prügeleien sind alltäglich geworden. Zerfällt die Republik? Ein Gesetz gegen den «Separatismus» kann sie nicht retten.

Politik des Erinnerns

Frankreich in der Revolte und allein in der Welt – in dieser Funktion erkennt das Land seine historische Bestimmung, und sein Präsident, der ein Kriegsführer sein muss, gewinnt an Popularität. Von den Alten wurde Macron gewählt. Jetzt ist sein Image bei den Jungen am besten. Am vergangenen Wochenende gewährte er dem französischen Online-Magazin *Brut* ein Interview. Macron nahm kein Blatt vor den Mund. Die gesellschaftlichen Zustände und die historischen Altlasten wurden ohne Scheuklappen angesprochen. Macron bedauerte rassistisch motivierte Übergriffe der Polizei. Er erwähnte aber auch den ideologischen und gewaltsamen Feldzug, der gegen sie geführt wird. Die vorübergehenden Einschränkungen der Freiheit seien dem Virus geschuldet: «Frankreich ist kein autoritärer Staat wie Ungarn oder die Türkei.»

Die Verantwortung auf Macron und Frankreich allein abzuschieben, wäre unredlich.

Den Kolonialismus, den er als Verbrechen gegen die Menschheit bezeichnet hat, will der Präsident aufarbeiten. Er betreibt keine linke oder rechte, sondern eine Politik des Erinnerns: Erster Weltkrieg, de Gaulle, Kolonialismus. Der Historiker Benjamin Stora will einen Plan mit Vorschlägen für die Klärung der Beziehungen zwischen Frankreich und Algerien vorlegen. Stora leitet zudem die Arbeitsgruppe für ein Museum des Terrorismus. Macron bekämpft die «Kultur des Büssens» und die *cancel culture*: Es werden keine Denkmäler abgerissen. Gleichzeitig lässt er von Historikern eine Liste mit dreihundert nichteuropäischen Persönlichkeiten erstellen, an die im öffentlichen Raum erinnert werden soll.

Aus der früheren Kolonie Algerien kommen derweil die treffendsten Analysen. «Warum ist es so verlockend, Frankreich den Krieg zu erklären?», fragt der Journalist und preisgekrönte Autor Kamel Daoud und liefert gleich die Antwort: «Weil es sich nicht um Dänemark, Spanien oder Albanien handelt.» Frankreich habe in den Augen seiner Gegner «einen hohen symbolischen Stellenwert». Daoud unterstützt die von Macron propagierte «Aufklärung des Islam». Für die arabischen Staaten sei sie, so Daoud, «eine unerträgliche Perspektive». Frankreich sei zum Feindbild der «Internationale der Islamisten» sowie der «Internationale der Populisten» geworden. In diesem Kampf, den Macron ziemlich allein führen muss, macht Daoud Frankreichs neue zivilisatorische Mission aus: «In seinem Chaos und seiner Verzweiflung findet Frankreich zu einer seltsamen internationalen Verantwortung zurück.»

Die Verantwortung auf Macron und Frankreich allein abzuschieben, wäre unredlich. Der gewalttätige Islamismus hat Frankreich als primäres Ziel ausgesucht, doch er richtet sich gegen die gesamte westliche Zivilisation. Insofern sind wir tatsächlich alle Franzosen.

Freiheitsimpulse trotz Corona

Beim Start ins Corona-Regime machten die bürgerlichen Parteien hierzulande keine gute Figur. Inzwischen sieht die Bilanz besser aus. Das lässt hoffen.

Katharina Fontana

Rückblickend gesehen war es eine Peinlichkeit. Im März flüchtete das Parlament Hals über Kopf aus der laufenden Frühlingssession und liess den Bundesrat mit der Corona-Krise allein. Die Ersten, die weglaufen wollten, waren SVP-Politiker, die anderen zögerten nicht lange. Dann hörte man eine Zeitlang von den Parteien nichts mehr, alle standen wie ein Mann hinter der Landesregierung, die via Notverordnungen die Geschicke lenkte und das Land im März in einen mehrwöchigen Teil-Lockdown schickte. Die erste Partei, welche die unheimliche Ruhe beendete, war die SVP. Sie forderte vom Bundesrat eine Exit-Strategie, die Freisinnigen zogen nach. Seither, das zeigte sich vor allem in den letzten Wochen, wird der Corona-Graben zwischen den Parteien tiefer und tiefer, der politische Wettbewerb lebt auf.

Angst-und-Panik-Fraktion

Auf der einen Seite steht die SP, die Angst-und-Panik-Fraktion schlechthin, für die es nicht genug Einschränkungen geben kann. Die Sozialdemokraten geben sich im Verbund mit etlichen Medien viel Mühe, Alarmstimmung zu verbreiten beziehungsweise aufrechtzuerhalten und den sozialistischen Verbotsstaat einzuführen. Auf der anderen Seite befinden sich die FDP und die SVP, die nach anfänglichem Schlingerkurs neuerdings wieder vermehrt Freiheitsimpulse zeigen.

Die Volkspartei schlug zu Beginn etliche Volten und schien nicht recht zu wissen, ob sie dem Coronavirus mit Recht und Ordnung («Grenzen schliessen!», «Quarantäne für Reiserückkehrer!») beikommen oder auf die Eigenverantwortung der Menschen setzen sollte. Das hat sich inzwischen geklärt, auch wenn gewisse SVP-Regierungsräte im Pandemiekampf weiterhin durch autokratische Züge auffallen. Die Freisinnigen veranstalteten von Beginn weg weniger Lärm als ihre bürgerliche Konkurrentin und waren in ihren Forderungen kohärenter.

Während das Parlament noch im September den Bundesrat mit dem Covid-19-Gesetz als praktisch uneingeschränkten Krisenmanager einsetzte, stellten sich die bürgerlichen Kräfte im Oktober dann trotz steigender Neuinfektionen und neu aufgeflammter Panikstimmung dezidiert gegen einen zweiten Lockdown. Diese Abwehrhaltung dauert an. Vor kurzem versenkten Freisinnige und SVP mit gütiger Mithilfe der CVP das Geschäftsmietegesetz und bekannten sich damit zur Vertragsfreiheit. Geradezu aufsehenerregend war der vor ein paar Tagen im Nationalrat beschlossene Appell, dass der Bundesrat die Skigebiete offen halten und dem ausländischen Druck nicht nachgeben solle.

Das sind positive Signale. Sie lassen hoffen, dass die bürgerlichen Parteien dem Bundesrat nicht freie Hand lassen und übertriebene neue Restriktionen bekämpfen werden. So sind etwa die Vorschläge, welche die Landesregierung diese Woche bei den Kantonen in die Vernehmlassung geschickt hat, teils eklatant widersprüchlich. Warum, um ein Beispiel zu nennen, will man auf Verdacht hin Restaurants am Sonntag schliessen? Restaurants, die allesamt Schutzkonzepte entwickelt haben und in denen üblicherweise kein Riesengedränge herrscht? Weiss man, um ein anderes Beispiel zu nennen, wie riskant der Besuch eines Ladens nach neunzehn Uhr ist, dass man ihn verbieten will? Wie viel Holzhammermethode ist im Kampf gegen die Pandemie erlaubt? Und wie gravierend sind die Nebenfolgen?

Der nächste Test für freiheitlich gesinnte Kräfte stellt sich beim Thema Impfen. Die Corona-Impfung, die ab Januar in der Schweiz bereitstehen soll, mag die Lösung vieler Probleme sein und Hoffnung auf das Ende der Einschränkungen geben. Man sollte sich allerdings davor hüten, sie der Bevölkerung als einen Akt der Solidarität aufzuzwingen. Immerhin handelt es sich um eine höchstpersönliche Entscheidung, was man sich spritzen lassen will, und wenn Menschen, zumal wenn sie jung und gesund sind, ihrem Immunsystem mehr vertrauen als einer im Schnellverfahren entwickelten Impfung, ist das zu akzeptieren. Eine andere Frage ist, inwieweit für Geimpfte lockerere Regeln gelten sollen beziehungsweise gelten dürfen als für Nichtgeimpfte. Hier steckt viel Zündstoff drin.

Ein Frischluftparadies

Vorläufige politische Bilanz nach bald einem Jahr Pandemie: Der Anfang war holprig, einiges geriet durcheinander, doch am Ende des Jahres scheint der freiheitliche Geist in Bundesbern stärker zu wehen als auch schon. Das lässt hoffen. Ein Blick nach Deutschland zeigt, dass es durchaus anders sein könnte. Kanzlerin Angela Merkel will der Pandemie mit immer mehr Vorschriften zu Leibe rücken, der bayerische Ministerpräsident Markus Söder gefällt sich in der Rolle des strengen Landesvaters, der seine Leute auch mal ein paar Wochen zu Hause einsperrt, und von den Freien Demokraten, auf die man zählen würde, bekommt man zum Wert der Freiheit auch nicht gerade viel zu hören. Verglichen mit dieser stickigen Atmosphäre beim nördlichen Nachbarn kommt einem die Schweiz, zumindest jetzt noch, wie ein Frischluftparadies vor.

Cartoon: Kai Felmy

THILO SARRAZIN

Quo vadis, AfD?

Die Alternative für Deutschland steht vor einer unumgänglichen Richtungsentscheidung.

Eine politische Standortbestimmung beginnt immer im eigenen Herzen:
— Die Ehe ist für mich die liebende Verbindung von Mann und Frau mit der Offenheit für leiblichen Nachwuchs.
— Ich mache mir Sorgen über die Geburtenarmut in Deutschland und Europa und den Leistungsverfall unseres Bildungssystems.
— Ich bin gegen kulturfremde Masseneinwanderung und sehe mit Sorge die Gefahr der Ausbreitung des politischen Islam unter unseren Migranten und deren Nachkommen.
— Ich bin der Meinung, dass in der modernen Welt alle souveränen Staaten grundsätzlich die Möglichkeit haben, über gute Regierungsführung und qualifizierte Bildung das Los ihrer eigenen Bevölkerung zu verbessern und Wohlstand zu schaffen. Einer massenhaften Migration bedarf es dazu nicht.
— Die Zukunft Europas sehe ich in einem Europa der Vaterländer, das bei Fragen gemeinsamen Interesses – etwa Wettbewerbspolitik, Umweltstandards, Verteidigungspolitik – flexibel und effizient kooperiert.
— Der europäische Superstaat ist für mich ein Irrweg. Bereits der Euro – so wie er umgesetzt wurde – war ein Fehler. Er hat Deutschland nicht genützt und Italien schwer geschadet.

Solche Ansichten standen 1973 meiner Aufnahme in die SPD nicht im Wege. Sie werden sicherlich auch heute noch von 30 bis 50 Prozent der Bürger geteilt. Nur in den etablierten Parteien, in den Tageszeitungen und im öffentlich-rechtlichen Rundfunk haben sie keine Mehrheit mehr. Welche politische Partei können konservativ gestimmte Bürger heute in Deutschland wählen? Wer vertritt ihre Weltsicht? Mit «links» oder «rechts» hat dies recht wenig zu tun.

Als im Frühling 2013 die AfD gegründet wurde, traten Bernd Lucke und Hans-Olaf Henkel an mich heran, ob ich nicht mitmachen wolle. Ich lehnte ab. Zum einen hoffte ich nach wie vor auf Einsicht in die Wirklichkeit innerhalb der etablierten Parteien, darunter auch meine damalige Partei, die SPD. Zum anderen hatte ich die Befürchtung, dass die Neugründung in grosser Zahl Querulanten, Chaoten und Radikale anziehen und für die Konsolidierung viele Jahre brauchen würde, falls sie überhaupt gelang. Mit dieser Befürchtung behielt ich leider recht.

Je am linken und rechten Rand des politischen Spektrums gibt es Radikale, die die Demokratie innerlich verachten und an ihre Stelle ihr eigenes totalitäres Weltbild setzen wollen. In dem einen Fall ist dies ein vulgärer Marxismus, in dem anderen ein vulgärer Nationalismus. Die linke Diktatur in Ostdeutschland wurde nach 1945 unter dem Gewaltschirm der sowjetischen Militärmacht eingeführt, aber die rechte Diktatur war 1933 eine deutsche «Eigenentwicklung»: Die bürgerliche Mitte und die Deutschnationalen redeten sich die von Hitler und den Nazis ausgehenden Gefahren schön und öffneten ihnen im Januar 1933 gedankenlos die Tore zur Macht. Das bleibt das deutsche Trauma, und um seine Wiederholung zu verhindern, gibt es den deutschen Verfassungsschutz.

Eine konservative deutsche Partei, die das eingangs skizzierte Weltbild vertritt, könnte in der rechten Mitte der Gesellschaft Millionen Bürger an sich binden und doch einen sicheren und inhaltlich überzeugenden Abstand vom rechten Rand der Gesellschaft halten. Aber solch eine Partei muss sich aus tiefster innerer Überzeugung und mit politischer Verve von allem fernhalten, was bestenfalls einen fragwürdigen Nostalgiecharme hat und schlimmstenfalls der Bezug auf unselige Zeiten ist: Politische Treffen am Kyffhäuser im Schatten Kaiser Barbarossas, das Abfeiern von tausend Jahren deutscher Geschichte im Fackelschein vor dem Magdeburger Dom, die Zweideutigkeit vom «Denkmal der Schande», zwölf Jahre Nazi-Verbrechen als «Vogelschiss» et cetera können in der Summe nicht durchgehen als politische Naivität. Hier wird politisch im Trüben gefischt auf der Suche nach der allerletzten Stimme am rechten Rand.

Auch ist das novellierte Bundesimmissionsschutzgesetz, über das man streiten kann, kein neues Ermächtigungsgesetz, wie aus der AfD behauptet wurde. Wer so etwas sagt, will die Demokratie diffamieren oder die Nazi-Diktatur verharmlosen. Das Maskentragen mag in der Pandemie nutzlos, der Lockdown übertrieben sein. Aber es handelt sich um zeitlich begrenzte Entscheidungen demokratisch gewählter Organe. Wer hier die «Systemfrage» stellt, ist entweder Fanatiker oder Brunnenvergifter.

Auf dem Parteitag in Kalkar hat der Vorsitzende Jörg Meuthen die Frage aufgeworfen, wohin die AfD denn gehen will. Wird sie zur konservativen Partei der rechten Mitte, die fest in der Demokratie verwurzelt ist? Diese Partei wird in Deutschland dringend gebraucht. Oder wird sie zur neuen NPD am rechtsradikalen Rand? Davor bewahre uns der Verfassungsschutz.

Illustration: Fernando Vicente

Aufbruch in Grindelwald

Während der Tourismus weltweit darniederliegt, stossen die Pioniere der Jungfraubahnen mit einem Jahrhundertprojekt in andere Dimensionen vor. Einmal mehr.

Michael Baumann

Im Moment, wenn die weltbesten Abfahrer jeweils das Skirennen am Lauberhorn in Angriff nehmen und sich in die Tiefe stürzen, verlieren sie keinen Gedanken daran, wie sie ins Starthaus hochgekommen sind. Dann geht es nur noch darum, möglichst schnell und ohne Sturz ins Ziel in Wengen zu rasen. Hundschopf, Minschkante, Kernen-S oder Österreicherloch sind nur einige der bekannten Passagen, die jedem Schweizer Skifan geläufig sind.

Das Rennen im Berner Oberland führt durch eine der eindrücklichsten Gebirgslandschaften der Welt, der Schweiz sowieso. Dabei ist aber nicht nur das Hinunterfahren vor dieser Kulisse mit Eiger, Mönch und Jungfrau – natürlich auch für ganz normale Wintersportler – von grösstem Reiz, sondern auch die Fahrt in die Höhe. Dafür gibt es von den Jungfraubahnen ab Interlaken neu drei statt vorher zwei verschiedene Möglichkeiten im Ganzjahresbetrieb.

Neuer Terminal als Kernstück

Seit dem 5. Dezember ist ein Jahrhundertprojekt in Betrieb, das diesen Namen verdient und wie es sie in der Schweiz nicht mehr so häufig gibt. Von Grindelwald aus fährt neben der traditionellen Zahnradbahn nun auch eine Seilbahn zur Station Eigergletscher (2320 m ü. M.) und von dort weiter zum Jungfraujoch (3454 m ü. M.) – ein weltweit einzigartiges Erlebnis mit der Eigernordwand im Hintergrund. Mit dem sogenannten Eiger Express dauert es nur gerade fünfzehn Minuten bis zum neuen Umsteigebahnhof mit einem Café und dem schon länger bestehenden «Restaurant Eigergletscher». Dies entspricht einem Zeitgewinn von rund 47 Minuten. Für Urs Kessler, Direktor der Jungfraubahnen, liegt der Vorteil der neuen Verbindung auf der Hand: «Sie ist nicht nur bequemer, sondern sie bringt die Passagiere von jeder Stadt der Schweiz aus auch eine Dreiviertelstunde schneller aufs Jungfraujoch.»

Ab dem Eigergletscher transportiert dann die über hundertjährige Zahnradbahn im Shuttle-Betrieb die Passagiere zum Jungfraujoch. Diese ist auf den gleichen Gleisen unterwegs wie die Bahn, die von der Kleinen Scheidegg her kommt, entlastet aber diesen Knotenpunkt. Denn auf der Kleinen Scheidegg muss man jeweils umsteigen, wenn man sowohl von Lauterbrunnen wie auch von Grindelwald mit der Zahnradbahn bergan fährt. Eine neue Skipiste bindet die Station Eigergletscher ins Skigebiet ein.

Kernstück des insgesamt 470 Millionen Franken teuren Projekts ist der Terminal in Grindelwald Grund, in den auch die neue Männlichenbahn integriert ist. Diese wurde im Dezember 2019 eröffnet. Mit Zehnergondeln geht es von rund 943 auf 2342 Meter hoch – zum Skifahren im Winter, zum Wandern im Sommer. Zum Terminal gehören sodann ein Parkhaus mit tausend Plätzen, ein Depot für 600 Paar Skis und die Produktionsküche, in der für alle Restaurants am Berg vorgekocht wird. Wartezeiten können die Passagiere im Bistro oder mit Einkaufen überbrücken. Zur Auswahl stehen je ein Uhren-, Schokoladen-, Sport-, Kleider- und Lebensmittelladen sowie eine Apotheke.

Weil der Eiger Express etwa in einem Winkel von ungefähr 45 Grad zur Männlichenbahn den Terminal verlässt, wird auch vom «V-Bahn»-Projekt gesprochen. In den insgesamt 44 Gondeln des Eiger Expresses finden je 26 Personen auf Sitzen Platz. Laut Urs Kessler erweitert die neue Bahn die Passagierkapazität um tausend Personen pro Stunde in Richtung Eigergletscher. Die Gondeln der Oltner Firma CWA verfügen über Scheiben- und Sitzheizung. Ein Novum ist, dass die Skis nicht mehr aussen an den Gondeln in Ständer gestellt, sondern mit hineingenommen werden. Vor jedem Platz ist im Boden ein Schlitz eingelassen, wo die Skienden hineingesteckt werden können.

„Und nach den letzten Kursverlusten haben wir es doch lieber anders angelegt."

Nur sieben Stützen

In den neuen Gondeln schwebt man majestätisch und sanft den Berg hoch und hat auf der knapp 6500 Meter langen Strecke einen fantastischen Blick in die Alpen. Um das Landschaftsbild nicht allzu stark zu beeinträchtigen, braucht der Eiger Express für die Überwindung der Höhendifferenz von 1385 Metern nur gerade sieben Stützen. «Dies ist mit der Dreiseiltechnologie möglich, bei der wegen der doppelten Tragseilführung grosse Spannfelder mit wenigen Stützen windstabil überfahren werden können», erklärt Urs Kessler. So habe man zum Beispiel auch darauf verzichten können, neue Schneisen in den Wald zu schlagen, was für die Stiftung Landschaftsschutz wichtig gewesen sei.

Dass ein Projekt dieser Grössenordnung nicht ohne Widerstand umgesetzt werden konnte, liegt auf der Hand. Zum Vergleich: In Zürich wird seit Jahren um zwei Seilbahnprojekte gerungen. Doch die sprichwörtlich langsamen Berner haben den Zürchern wieder einmal gezeigt, wie es geht. Die V-Bahn wurde im Dezember 2012 angekündigt. In der Planungsphase ab 2013 habe sich dann schon viel Widerstand aus unterschiedlichen Kreisen geregt, blickt Jungfraubahnen-Direktor Urs Kessler zurück. «Im Rahmen des Plangenehmigungsverfahrens mussten schliesslich siebzehn Einsprachen bereinigt werden, was fast zwei Jahre dauerte», führt Kessler aus.

Cartoon: Kai Felmy

Majestätisch: Eiger Express.

Damit am 11. Juni 2018 der Baustart erfolgen konnte, seien auch vor den Abstimmungen in den Gemeinden und den Bergschaften viele energieintensive Gespräche geführt worden. Die letzten Beschwerden, diejenigen von der Stiftung Landschaftsschutz und von Pro Natura, waren erst drei Tage davor zurückgezogen worden.

Mit Hilfe von Adolf Ogi

Die Politik stand dem Projekt grundsätzlich sehr positiv gegenüber. «Ich erfuhr viel Unterstützung, zum Beispiel von alt Bundesrat Adolf Ogi, von Walter Thurnherr, dem damaligen Uvek-Generalsekretär und heutigen Bundeskanzler, sowie von verschiedenen Regierungs-, National- und Ständeräten aus der Region», sagt Urs Kessler. Dieser Support aus der Politik hätte seinen Teil dazu beigetragen, dass die Abstimmungen in den Gemeinden Grindelwald und Lauterbrunnen im Oktober 2014 schliesslich einen positiven Ausgang nahmen.

Für den Naturschutz wurden verschiedene Ersatzmassnahmen vereinbart. Um deren Umsetzung hat sich laut Urs Kessler im Rahmen der Umweltbaubegleitung ein Agronom gekümmert. «Dabei ging es unter anderem um die Bandbreite der vorhandenen Pflanzenarten für die Wiederanpflanzung, die Berücksichtigung der Brutzeit der Schneehühner in den Bauphasen oder um die Schaffung neuer Fortpflanzungstümpel für die Geburtshelferkröte in Grindelwald.» Während der Bauarbeiten machten dann andere Herausforderungen dem Projekt zu schaffen: Stürme am Eigergletscher im November und Dezember 2019 und natürlich Covid-19 im laufenden Jahr. Trotzdem konnte der Eiger Express eine Woche früher als ursprünglich geplant eröffnet werden.

Welche Überlegungen steckten hinter dem strategischen Entscheid, ein derart aufwendiges Projekt in Angriff zu nehmen? Urs Kessler schmunzelt und meint: «Bei meinen Besuchen auf den globalen Märkten habe ich seit der Jahrtausendwende zunehmend festgestellt, dass Geschwindigkeit ein Marktbedürfnis ist.» Alle wollten möglichst schnell von A nach B kommen – und das mit Komfort und Qualität. «Wir rechnen bei den Jungfraubahnen auch damit, dass es in Zukunft mehr Einzelreisende und weniger Gruppenreisende geben wird.» Mit der neuen V-Bahn und vor allem mit der Dreiseilumlaufbahn Eiger Express würden genau diese Bedürfnisse abgedeckt.

Die sprichwörtlich langsamen Berner haben den Zürchern wieder einmal gezeigt, wie es geht.

Historisch

Für Urs Kessler ging es nicht darum, die Kapazität der Jungfraubahn auszubauen. «Wir beschränken uns fürs Jungfraujoch ohnehin schon seit 2009 freiwillig auf 5500 Personen pro Tag», erläutert er. Denn es sei nicht das Ziel, mehr Gäste auf dem Jungfraujoch zu haben, sondern die Qualität und den Komfort mit einer schnelleren Reisezeit zu verbessern. «Dadurch wird unsere Marke ‹Jungfraujoch – Top of Europe› gestärkt.»

Von der V-Bahn profitieren also Wintersportfans und Wanderer genauso wie alle anderen Gäste, die schneller und komfortabler in die Jungfrauregion und aufs Jungfraujoch wollen. Urs Kessler ist davon überzeugt, dass das Projekt für alle Gäste der Jungfrauregion ein Gewinn ist und für die kommenden Generationen wertvoll sein wird. «Deshalb sprechen wir – angelehnt an die Pionierleistungen beim Bau der Jungfraubahn vor über hundert Jahren – auch vom Generationenprojekt V-Bahn», fasst er die historische Dimension zusammen.

Für Urs Kessler ist aber auch klar, dass die neue V-Bahn für Grindelwald, die Jungfrauregion und den Kanton Bern ein Leuchtturmprojekt ist, das letztlich auch für Schweiz Tourismus Gold wert ist. «Gerade in den gegenwärtig herausfordernden Zeiten und dem grossen internationalen Konkurrenzkampf scheint es mir wichtig zu sein, ein neues, topmodernes Angebot auf dem Markt zu haben», beschreibt der Direktor der Jungfraubahnen die übergeordnete Bedeutung des Projekts. Durch den Bau der V-Bahn wurden zudem in der Jungfrauregion und besonders in Grindelwald neue Arbeitsplätze geschaffen. Insgesamt beschäftigen die Jungfraubahnen nun rund tausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Eine grössere Wertschöpfung und höhere Steuereinnahmen für die Gemeinden runden die Vorzüge ab.

Urs Kessler ist nicht nur ein touristischer Visionär, er ist auch ein guter Verkäufer seines Produkts.

Auf schnellstem Weg in die Freiheit

Bis die Corona-Impfkampagne zu Herdenimmunität führt, kann es lange dauern. Eine Öffnung ist früher möglich, wenn man die bereits bestehende Immunität berücksichtigt.

Reiner Eichenberger und David Stadelmann

Das Corona-Drama steuert auf die Impfung und damit auf den Höhepunkt zu. Jetzt stellt sich die zentrale Frage: Wann sollen die geimpften und die ungeimpften Bürger ihre Freiheit zurückerhalten? Manche Dramaturgen möchten den Geimpften ihre Freiheit erst wiedergeben, wenn ein für die Herdenimmunität ausreichender Anteil der Bevölkerung geimpft ist. Dies dürfte realistischerweise frühestens in der zweiten Jahreshälfte 2021 der Fall sein. Das lange Warten bis dahin brächte riesige gesellschaftliche Schäden mit sich und würde die Verhältnismässigkeit massiv verletzen, denn es gibt keinen hinreichenden Grund, die Freiheit von Geimpften so einzuschränken. Zudem wäre es so wahrscheinlich unmöglich, genügend Impfwillige zu finden. Die Folge wären eine Verzögerung der Impfkampagne sowie unnötige Erkrankungen, und am Ende bräuchte es dann wohl sogar noch den Impfzwang.

Die naheliegende Alternative wäre, Geimpfte sofort mit einem Immunitätszertifikat auszurüsten und ihnen alle Freiheiten zurückzugeben. So erhielten die früh Geimpften viele Monate früher wieder ihren Spielraum als die spät Geimpften. Die Gesamtwirkung wäre überaus positiv, aber der Verteilungseffekt riesig, was vermutlich einen enormen Sturm auf die Impfungen auslösen würde. Die Zuteilung der knappen Impfungen würde zum grossen Problem werden und schwierigste Abwägungen verlangen.

Natürliche Durchseuchung

Was also tun? Der gordische Knoten lässt sich durchhauen, und zwar mittels der bereits weitverbreiteten natürlichen Immunität. Die von der Infektion Genesenen sind schon so gut wie geimpft und mit gängigen Tests einfach und günstig identifizierbar. Ihr Anteil an der Bevölkerung liegt schon heute je nach Schätzung für die Dunkelziffer der Infektionen irgendwo zwischen 13 und 33 Prozent, Tendenz schnell steigend. Das Risiko, dass sie sich und andere anstecken, ist sehr klein. Das Gegenargument, die Beständigkeit der Immunität sei unsicher, ist mittlerweile hinfällig. Erstens gibt es zunehmend wissenschaftliche Evidenz für die Stärke und Stabilität der Immunität. Zweitens beruht auch die Impfung auf dieser Immunität. Drittens zählt nicht, ob immune Menschen vor Ansteckung absolut sicher sind oder nicht. Entscheidend ist, dass die natürliche Immunität nach der Infektion weit mehr Sicherheit bietet als die Nichtimmunität vor einer Infektion.

Die Impfung bringt viel, auch wenn sie nicht hundertprozentig wirkt. Genau das Gleiche gilt für die natürliche Immunität. Die natürliche Durchseuchung ist heute schon so weit fortgeschritten, dass zusammen mit den Impfungen schnell eine weitgehende Immunität in der Bevölkerung entstehen kann, dank der die weitere Verbreitung des Virus viel einfacher kontrolliert werden kann. Damit werden die zwei derzeitigen Hauptprobleme – Schutz der Risikogruppen und Verhinderung der Überlastung des Gesundheitswesens – viel wirksamer und schneller sowie mit weniger Impfrisiken gelöst, als wenn nur auf die Impfung alleine gesetzt wird und die natürlich Immunen vernachlässigt werden.

Deshalb müssen jetzt dringend die Immunen identifiziert werden, mit Tests auf Antikörper oder spezifische T-Zellen, sodass die knappen Impfungen nur für diejenigen verwendet werden, die sie brauchen. Das gelingt aber nur, wenn die Immunen dadurch keine Nachteile, sondern Vorteile erfahren. Auch deshalb sollte ihnen – wie Geimpften – sofort ein Immunitätszertifikat ausgestellt und ihre volle Freiheit wiedergegeben werden. Das ist umso dringender, je später mit den Impfungen in der Schweiz begonnen werden kann, denn die Zahl der natürlich Immunen wächst schnell.

Belohnung für Junge

Damit stellt sich die Frage, was mit den noch nicht Geimpften geschehen soll und jenen, die sich nicht impfen lassen wollen. Dieses Problem entschärft sich nach kurzer Zeit weitgehend. Die Risikogruppen können schnell geimpft und wirkungsvoll geschützt werden, insbesondere wenn keine kostbaren Impfungen für schon Immune verschwendet werden. Dank dem Schutz der Risikogruppen kann auch den noch nicht Immunen deutlich mehr Freiheit gegeben werden.

Es bleibt die Frage, was passieren soll, wenn die Zahl der Impfwilligen und natürlich Immunen nicht ausreicht, um das Virus weitgehend zu verdrängen. Die üblichen Vorschläge reichen von Impfzwang über sozialen Druck bis hin zur aktiven Diskriminierung Ungeimpfter, etwa durch Reiseeinschränkungen. Das lehnen wir ab und plädieren für positive Anreize. Diejenigen, die sich impfen lassen, tun etwas für die Allgemeinheit. Das gilt insbesondere für Junge, deren persönliches Risiko im Fall einer Infektion klein ist. Entsprechend sollen Junge belohnt werden, wenn sie sich impfen lassen. Einwände wie das moralisierende Argument «Da werden die Jungen gekauft» sind nicht stichhaltig. Die realistischen Alternativen wurden genannt: Impfzwang und negative Diskriminierung. Auch sie lenken das Verhalten, aber mit Strafe statt Belohnung.

Reiner Eichenberger ist Professor für Finanz- und Wirtschaftspolitik an der Universität Fribourg.

David Stadelmann ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Bayreuth.

Cartoon: Kai Felmy

EINE FRAGE DER MORAL

Eugen Sorg

Vor wenigen Wochen zog der zwanzigjährige Kujtim Fejzulai schwer bewaffnet durch die Wiener Innenstadt, tötete vier Menschen und verletzte dreiundzwanzig zum Teil schwer, bis ihn die Polizei erschoss. Der junge Österreicher mit albanischen Wurzeln war den Behörden bekannt. Er war im April 2019 von einem Wiener Gericht zu 22 Monaten Gefängnis wegen Zugehörigkeit zu einer terroristischen Organisation verurteilt worden. Fejzulai hatte sich dem Islamischen Staat (IS) anschliessen wollen, war aber auf dem Weg nach Syrien verhaftet worden.

Nach knapp acht Monaten kam er wieder frei, denn er hatte sich vor Gericht reuig gezeigt. Er sei leider schon früh in die «falsche Moschee» geraten und habe beim IS lediglich «ein besseres Leben» erwartet, «eine eigene Wohnung, ein eigenes Einkommen». Ein typischer «Jugendlicher» eben, fasste sein Anwalt zusammen, «der seinen Platz in der Gesellschaft gesucht hat». Wer könnte ihm deswegen einen Vorwurf machen?

Als ein psychologischer Gutachter auch noch eine günstige Prognose stellte, stand der vorzeitigen Entlassung nichts mehr im Wege. Auflage war, dass Fejzulai an einem Deradikalisierungs-Programm teilnimmt, das er bereits im Gefängnis begonnen hatte, veranstaltet von einer NGO mit dem imponierenden Namen «Derad – Netzwerk sozialer Zusammenhalt für Extremismusprävention, Dialog und Demokratie».

Der Zwanzigjährige erschien pünktlich zu den Sitzungen und Workshops. Er «veränderte sich», stellte sein Derad-Betreuer fest, und entwickelte «starke Zweifel am eigenen rechten Glauben». Der letzte Zwischenbericht von Derad an die Justiz, abgefasst einen Monat vor dem Terroranschlag, gab weitere Entwarnung. Fejzulai sei «gemässigter» als andere «Klienten» im Deradikalisierungs-Programm. Er lehne gemäss eigener Aussage Demokratie und Rechtsstaat nicht grundsätzlich ab. Und der Gründer von Derad, der Extremismusexperte und Fachmann für «interreligiöses Lernen» Moussa Al-Hassan Diaw, bilanzierte, es habe «keine Hinweise auf die bevorstehende Bluttat gegeben».

Fejzulai hatte sie alle getäuscht – die Richter, Psychologen, Sozialpädagogen, Terrorsachverständigen. Er kooperierte scheinbar ernsthaft an den Deradikalisierungs-Treffen mit seinem Betreuer, «nie emotional und aufbrausend», während er Kontakte zu Radikalmuslimen in halb Europa pflegte. Er versuchte in der Slowakei Munition für seine Kalaschnikow zu beschaffen, pumpte seinen Körper mit Gewichtstraining zur Kampfmaschine auf, posierte bewaffnet vor der Kamera und stellte die Bilder ins Netz. Er hatte gegenüber den Autoritäten den einsichtigen, suchenden Jugendlichen gegeben und war in Wirklichkeit ein todesbereiter Krieger des Kalifats.

Der flache Psychologismus der Deradikalisierer ist blind für die Motive des Blutdurstes.

Wie ist es möglich, dass ein halbwüchsiger Schulabbrecher mit einem archaischen Weltbild aus dem siebten Jahrhundert eine ganze Phalanx akademischer Spezialisten und Stützen der Gesellschaft hinters Licht führen konnte? War er besonders raffiniert oder schlau?

Dies war nicht nötig. Man machte ihm die Maskerade leicht. Laut Derad-Gründer Diaw reisen junge Männer zum IS, weil sie «Identitätsprobleme» haben, um zu «helfen», aus «Neugierde», um «etwas Sinnvolles» zu tun und weil sie sich «als muslimische Menschen abgelehnt fühlen». Sie sind Opfer der Umstände, orientierungslos wie ausgesetzte Hundewelpen. Fejzulai erzählte den Richtern und Betreuern nur, was sie hören wollten. Und um das herauszufinden, musste man kein Genie sein.

Der flache Psychologismus der Deradikalisierer kennt keine Kategorie des Bösen, der Verworfenheit, der Sünde. Er ist blind für die Motive der Grausamkeit, des Blutdurstes, für das Geheimnis von Fejzulai. Die aus der halben Welt ins Kalifat geeilten Gotteskrieger waren keine Identitätstouristen. Sie beflügelte die Aussicht auf strafloses Töten, auf moralische Entgrenzung, auf Entfesselung der Triebe. Die Köpfungsvideos, die Nachrichten von der Frauenversklavung, das Theater eines sakralen Todeskultes hatten sie erregt. Und sie waren schuldig geworden, indem sie aus eigenem Entscheid den Kräften des Chaos und der Anti-Zivilisation nachgegeben hatten, die in den Herzen aller Zivilisierten lauern.

Die Idee der «Deradikalisierung» verhilft vielen Sozialberuflern in ganz Europa zu lukrativen Staatsaufträgen. Die Gesellschaft muss nüchtern untersuchen, ob deren Arbeit etwas nützt oder ob eine gefährliche Illusion finanziert wird. Der Fall Fejzulai ist nicht der einzige, bei dem Menschen tragisch starben, weil sogenannte Experten eine tödliche Gefahr systematisch verkannt hatten. Und es geht auch um die Frage, wie sich eine freie Gesellschaft gegen deren Feinde wehrt. Es gibt unzählige weitere Fejzulais.

Dexodus

Die Republikanische Partei ist so heute so divers ist wie nie zuvor. Dank Donald Trump. Und ehemaligen Demokraten, die ihrer politischen Heimat den Rücken kehren.

Urs Gehriger

«Tsunami»: Rekordzahl von republikanischen Frauen und Minderheiten gewählt.

Schluss mit Opferrolle: Autorin Owens.

Nie in der jüngeren Geschichte wirkte ein Wahlsieger so ausgezehrt wie jetzt Joe Biden. Amerika ist Enthusiasmus: «Yes, we can!». Amerika ist Aufbruch: «Let's make America great again.» Von Biden, dem ältesten je gewählten US-Präsidenten, ist nichts dergleichen zu spüren. In seiner Demokratischen Partei herrscht Flaute. Die «blaue Welle», die Politprognostiker voraussagten, ist ausgeblieben. Die demokratische Truppe, die im Januar ins Kapitol zurückkehrt, stellt die dünnste Mehrheit seit dem Zweiten Weltkrieg.

Anders die Republikaner: Ihre Wählerschaft ist heute diverser als je zuvor. Eine Rekordzahl von republikanischen Frauen und Angehörigen von Minderheiten zieht in den Kongress ein. Jede Stimme, die die Republikaner von Demokraten eroberten, wurde von einer Frau oder einem Mitglied einer Minderheit gewonnen. Sie kommen aus allen Regionen und vertreten städtische, vorstädtische und ländliche Sitze. Newt Gingrich, der alte Parteistratege der Republikaner, spricht von einem «basisdemokratischen Tsunami». In 31 Bundesstaaten verfügen die Republikaner in beiden Kammern über eine Mehrheit.

Die Ergebnisse der jüngsten Wahlen im Kongress und in den Bundesstaaten spiegeln einen Trend wider, der seit längerem anhält. Aus Wählergruppen, die Demokraten traditionell für sich beanspruchen, findet eine Abwanderung zu den Republikanern statt. Als Schlüsselfigur dieser Bewegung versteht sich Brandon Straka, 42, ehemaliger Coiffeur aus New York. Vor den Zwischenwahlen 2018 nahm er ein sechsminütiges Video auf mit dem Hashtag «WalkAway» (Lauf davon) und dem Titel: «Warum ich die Linke & die Demokratische Partei verlassen habe». Der Clip wurde auf sozialen Medien über Nacht zum Renner. Prominente wie Schauspieler James Woods, Sarah Palin und Donald Trump Jr. verschickten Nachrichten mit #WalkAway. Seither haben sich auf Twitter mehr als 660 000 Menschen Brandon Strakas Absetzungsbewegung angeschlossen.

Überraschende Offenheit

«Mit grossem Stolz und nicht sehr viel Bescheidenheit stelle ich fest, dass die WalkAway-Kampagne einen enormen Einfluss auf die Diversität in der Republikanischen Partei hatte», sagt Straka. Als schwuler Mann, geboren im ländlichen Nebraska, habe er Jahrzehnte damit verbracht, sich vor Konservativen und Republikanern zu fürchten. «Ich hatte das Gefühl, politisch könne ich nichts anderes sein als Demokrat.» Diese Botschaft werde den Menschen von den Medien, der Unterhaltungsindustrie, der Wissenschaft, von allen Seiten eingetrichtert. 2016 stimmte er für Hillary Clinton. «Nach der Wahl Trumps war ich am Boden zerstört.»

Angeregt durch eine konservative Freundin, habe er begonnen, das andere Lager zu erkunden – und stiess auf überraschende Offenheit. «Unter

Bilder: Keystone/AP Photo/Jose Luis Magan, Keystone/Camera Press/Mark Harrison

Republikanern erlebe ich Freiheit im traditionellen Sinn von ‹Leben und leben lassen›, während Demokraten mit Denkverboten die Meinungsdebatte monopolisieren.» Von Minderheiten wie den LGBTQ werde erwartet, dass sie demokratisch stimmen. Noch fehlen präzise Daten, die belegen, wie viele Wähler tatsächlich von den Demokraten zu den Republikanern abgewandert sind. Fest steht, dass heute mehr Schwule, Lesben, Trans- und Queer-Bürger republikanisch stimmen. Nicht trotz, sondern wegen Trump. Sein Stimmenanteil aus diesem Wählersegment verdoppelte sich im Vergleich zu 2016 auf 28 Prozent.

50 Cent, Lil Wayne, Ice Cube

Der Befund ist bekannt: Amerika ist gespalten wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Schuld an der Polarisierung seien ein sexistischer, fremdenfeindlicher Donald Trump und eine verknöcherte Republikanische Partei, die sich zunehmend radikalisiere, trichtert das Gros der Medien dem Publikum ein. Das renommierte Pew Research Center ermittelt seit mehreren Jahrzehnten Studien über den Zeitgeist der Amerikaner. Sie dokumentieren eine langanhaltende Entwicklung, die diesem offiziellen Narrativ widerspricht. Demnach hat sich das republikanische Zentrum in den letzten 25 Jahren nur leicht nach rechts bewegt, während sich das Zentrum des demokratischen Teils weit nach links verschob.

Im Widerspruch zu diesen zuverlässig dokumentierten Studien verstehen sich die Demokraten unvermindert als Partei der Mitte und des Aufbruchs. Sie beanspruchen Amerikas Minderheiten als ihre Stammwähler und behandeln sie so, als seien sie alternativlos und auf alle Ewigkeit der Demokratischen Partei verpflichtet. Es ist eine Haltung, die Joe Biden im Wahlkampf einem afroamerikanischen Radio- und TV-Journalisten in ungeschminkter Überheblichkeit an den Kopf warf: «Wenn Sie ein Problem damit haben, herauszufinden, ob Sie für mich oder Trump sind, dann sind Sie nicht schwarz.»

Unter Schwarzen regt sich seit einigen Jahren Widerstand gegen diese paternalistische Eingemeindung durch die Demokraten. Autorin und Politkommentatorin Candace Owens, 31, aus Stamford, Connecticut, lancierte Ende 2018 die Social-Media-Kampagne #Blexit, zusammengesetzt aus den Wörtern «Schwarz» und «Auszug».

Die Zeit sei gekommen, dass sich Minoritäten aus der Leibeigenschaft der Demokraten befreiten. Owens weigere sich, als Schwarze die ewige Opferrolle zu spielen. «Demokraten können nicht alle vier Jahre schwarzen Amerikanern sagen: ‹Du bist ein Opfer, du bist ein Opfer, du bist ein Opfer, wir werden dir helfen›; und dann, sobald wir sie ins Weisse Haus gewählt haben, wenden sie sich ab und tun so, als gäbe es uns nicht.» Über Joe Biden sagt Owens: «Er ist die Person, die zusammen mit Barak Obama den Amerikanern mehr Almosen gab. Wir wollen nicht mehr Lebensmittelmarken, wir wollen mehr Möglichkeiten und Aufstiegschancen.»

Nichts ist unangenehmer für die politische Linke als Minderheiten, die sich weigern, sich ihrem Meinungsdiktat zu fügen, und die beginnen, ihre Meinung laut zu äussern. Ausgerechnet auf dem Höhepunkt der Rassenunruhen George Floyds Tod kehrten prominente Gesichter aus dem Showbusiness den Demokraten den Rücken. 50 Cent, Lil Wayne, Ice Cube wie zuvor Kanye West sprachen sich öffentlich für Trump aus.

Statt dissidente Stimmen ernst zu nehmen, werden diese entweder totgeschwiegen oder pathologisiert. Einige schwarze Männer hätten sich von Trumps «stereotypem Machostil» beeindrucken lassen, kommentierte Barack Obama das Phänomen der afroamerikanischen Überläufer. Wie Männer generell seien sie «anfällig für Persönlichkeiten, die den harten Typen geben». Dass es Unternehmergeist, Meinungsfreiheit und Widerstand gegen den aufgeblähten Staat sein könnten, die Wähler weg von den Demokraten ins republikanische Lager ziehen, scheint für die Parteioberen und viele Medien undenkbar.

Wahlanalysen zeigen, dass jüdische Amerikaner dieses Jahr zu 28 Prozent Trump wählten.

Absetzbewegungen sind auch bei anderen Minderheiten manifest. Im März 2019 formierte sich «Jexodus», eine Kampagne, um die Juden zum Austritt aus der Demokratischen Partei zu bewegen. «Wir haben Ägypten verlassen, und jetzt verlassen wir die Demokratische Partei», erklärte Initiantin Elizabeth Pipko, 25, Autorin und Fotomodell. «Stolze jüdische Millennials sind es leid, in der Knechtschaft linker Politik zu leben», heisst es auf der Website der Organisation. «Wir lehnen die Heuchelei, den Antiamerikanismus und Antisemitismus der aufstrebenden extremen Linken ab. […] Progressive, Demokraten und viel zu viele jüdische Organisationen der alten Schule nehmen unsere Unterstützung als selbstverständlich hin.»

Ideale des Sozialismus

Erste Wahlanalysen zeigen, dass jüdische Amerikaner, die traditionell mit überwältigendem Mehr für die Demokraten stimmen, dieses Jahr zu 28 Prozent Trump wählten, dem höchsten Anteil jüdischer Stimmen für einen republikanischen Präsidenten seit Jahrzehnten.

Die Demokratische Partei steht unter Dauerspannung. Das Establishment erinnert an die alten Republikaner, die durch Unterstützung der finanziellen Oberschicht – heute sind es Tech-Oligarchen aus dem Silicon Valley und Verbündete an der Wall Street – die Macht erhalten. Derweil marschiert die Basis für die Ideale des Sozialismus. Dieser linke Flügel hat bei den Kongresswahlen Wähler abgeschreckt.

Die ersten Personalentscheide Bidens deuten darauf hin, dass das Partei-Establishment wenig Lust verspürt, auf sozialistische Galionsfiguren wie Bernie Sanders oder Alexandria Ocasio-Cortez zuzugehen. Im Repräsentantenhaus jedoch ist Mehrheitsführerin Nancy Pelosi auf die extremen Linken angewiesen. Sie werden das Zünglein an der Waage spielen und sich entsprechend in Szene setzen. Mit absehbaren Folgen für die Partei. Je mehr die «Progressiven» in den Schlagzeilen stehen, desto grösser das Risiko, dass die Abwanderung von Demokraten zu Republikanern anhält.

Das Interview mit Brandon Straka auf weltwoche.ch/International

FOKUSKMU
Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft
Wieso die E-Medikation grosses Potenzial hat
Noch bis Sonntag, 13. Dezember, täglich um 17.25 Uhr auf
TELE BÄRN · TELE M1 · TELE ZÜRI · tvo · tele 1
und ab Montag, 14. Dezember, täglich um 17.25 Uhr auf
TELE Z
und unter:
www.fokus-kmu.tv

Lesen ist keine verlorene Zeit, sondern gewonnenes Wissen.

Informieren Sie sich fundiert, reden Sie mit, entscheiden Sie richtig!

Wir schenken Ihnen zu jedem Abo (ausser zu Kennenlernabos)
eine Autobahn-Vignette 2021!

Sparen Sie bis zu 42 %!*

Bilanz
Das führende Schweizer Wirtschaftsmagazin bringt fundierte Recherchen aus der Unternehmensszene, exklusive Interviews und Tipps zu Geldanlagen.

Sparen Sie bis zu 44 %!*

Handelszeitung
Die führende Schweizer Wochenzeitung für Wirtschaft. Die «Handelszeitung» analysiert und kommentiert das Wirtschaftsgeschehen der Schweiz.

Sparen Sie bis zu 32 %!*

Finanz und Wirtschaft
Berichte, Trends und Analysen – die grösste Schweizer Wirtschaftsredaktion liefert Entscheidungshilfen 2× pro Woche und jederzeit online.

Sparen Sie bis zu 49 %!*

Die Weltwoche
Jede Woche hochkarätige Beiträge zu brisanten Wirtschaftsthemen, die uns, die Schweiz und die Welt bewegen. «Weltwoche» – die andere Sicht

Sparen Sie bis zu 35 %!*

SonntagsZeitung
Die SonntagsZeitung zum Entdecken. Inklusiv uneingeschränkte digitale Nutzung.

Sparen Sie bis zu 66 %!*

Neue Zürcher Zeitung
Täglich bestens informiert. Mit dem Abo erhalten Sie die «Neue Zürcher Zeitung» montags bis samstags im Briefkasten und als E-Paper.

Gewinnen Sie eines von drei

Luxus-Wohlfühl-Weekends im Waldhaus Flims Wellness Resort!

www.waldhaus-flims.ch

Geniessen Sie ein unvergessliches Weekend im eleganten 5-Sterne Waldhaus Flims Wellness Resort. Spüren Sie den Atem der Belle Époque!

- 3 Gutscheine für 2 Übernachtungen für 2 Personen inkl. reichhaltigem Frühstück und einem Abendessen zu zweit sowie freie Benutzung des ausgezeichneten Spa, 24-h-Fitnessbereichs und Teilnahme an den täglichen Fitnesslektionen. Kostenfreie Nutzung der Aussentennisplätze sowie Mountainbikes oder Ski-Shuttlebus zur Flims-Dorf-Talstation.

Teilnahmebedingungen: Jeder Bestelltalon nimmt an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsteilnahme auch kostenlos unter www.probelesen.ch. Unfrankierte oder ungenügend frankierte Einsendungen werden von der Teilnahme ausgeschlossen. Teilnahmeberechtigt sind in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein wohnhafte Personen. Das Mindestalter für die Teilnahme ist 18 Jahre. Die Daten der Teilnehmer werden vertraulich behandelt. Die Teilnehmer erklären sich damit einverstanden, dass ihre Kontaktdaten von ShareMedia GmbH und deren Partnern zu Werbe- und Marketingzwecken verwendet werden können. Teilnehmer können dies durch eine Mitteilung an ShareMedia GmbH verhindern oder stoppen. Die Gewinner werden schriftlich informiert. Die Preise können nicht übertragen und nicht in bar ausbezahlt werden. Der Gutschein ist nach Verfügbarkeit einlösbar. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmeschluss ist der 11.1.2021.

Spar-Gutschein:

Mit Ihrer Bestellung nehmen Sie automatisch teil an der Verlosung von 3 luxuriösen Weekends!

Zu jedem Abo schenken wir Ihnen eine Autobahn-Vignette 2021! (ausser Kennenlernabos)

Bitte gewünschtes Abo ankreuzen: X

Bilanz
- ☐ **Kennenlernabo** (6 Ausgaben) **Fr. 69.–** statt Fr. 120.–*
- ☐ **Jahresabo** (12 Ausgaben) **Fr. 169.–** statt Fr. 220.–*

Handelszeitung
- ☐ **Kennenlernabo** (25 Ausgaben) **Fr. 89.–** statt Fr. 160.–*
- ☐ **Jahresabo** (50 Ausgaben) **Fr. 189.–** statt Fr. 290.–*

Finanz und Wirtschaft
- ☐ **Halbjahresabo Classic (Print)** (52 Ausgaben) **Fr. 169.–** statt Fr. 249.–*
- ☐ **Halbjahresabo Digital Fr. 118.–** statt Fr. 168.–*

Die Weltwoche
- ☐ **Kennenlernabo** (8 Ausgaben) **Fr. 38.–** statt Fr 72.–*
- ☐ **Halbjahresabo** (25 Ausgaben) **Fr. 100.–** statt Fr. 199.–*

SonntagsZeitung
- ☐ **Kennenlernabo** (26 Ausgaben) **Fr. 79.–** statt Fr. 122.–*
- ☐ **Jahresabo** (52 Ausgaben) **Fr. 149.–** statt Fr. 224.–*

Neue Zürcher Zeitung Print & Digital
- ☐ **Kennenlernabo** (3 Monate) **Fr. 74.–** statt Fr. 222.–*
- ☐ **Halbjahresabo** (6 Monate) **Fr. 275.–** statt Fr 444.–*

Ihre Adresse: ☐ Herr ☐ Frau WW

Vorname

Name

Firma

Strasse/Nr.

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Angebote gültig für Neuabonnierende in der Schweiz und in Liechtenstein bis 11.1.2021, danach Preisänderungen vorbehalten (Preise inkl. MwSt. und Versandkostenanteil). Die Vignette 2021 wird nach Zahlungseingang geliefert. Ab 22.1.2021 erhalten Sie eine gleichwertige Alternative.

☐ Ich möchte nur an der Verlosung teilnehmen.

Einsenden bis: 11.1.2021

Einsenden an:
Lieblingsabo, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich
Noch schneller geht's online: www.probelesen.ch

* maximale Ersparnis im Vergleich zum normalen Abopreis resp. im Vergleich zum Einzelverkaufspreis. Angebote gelten nur für Neuabonnenten in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein.

HENRYK M. BRODER

Verstaatlichung der Gesellschaft

Corona wird als ein Menetekel in die Geschichte eingehen.

Ich gebe zu: Derzeit würde ich nicht gerne in Angela Merkels Schuhen stecken. Auch nicht in einem Massanzug von Kanzleramtsminister Helge Braun oder Wirtschaftsminister Peter Altmaier. Ich möchte überhaupt mit niemandem tauschen, der von Amts wegen mit Corona zu tun hat, das Vorgehen der Regierung begründen, die Pannen erklären und täglich neue Begriffe erfinden muss wie «Lockdown light» oder «Wellenbrecher-Lockdown».

Nicht, dass ich so etwas wie Mitgefühl mit der Kanzlerin und ihrem von der Corona-Krise gebeutelten Kabinett empfinden würde, Gott behüte, mir ist nur klar, dass ich in einer weit komfortableren Lage bin als die Kanzlerin und die sechzehn Ministerpräsidenten der Länder, die das eigentliche Kompetenzzentrum der Bundesrepublik bilden. Während ich es mit Karl Kraus halte – «Ich kann kein Ei legen, weiss aber genau, wann eines faul ist» –, müssen sie jeden Tag Entscheidungen fällen. Und egal, wofür oder wogegen sie sich entscheiden, sie haben nur die Wahl zwischen falsch und verkehrt.

Für die einen gehen die Restriktionen – Ausgehverbot, Besuchsverbot, Lokalverbot – viel zu weit, für die anderen nicht weit genug. Wenn man den Umfragen trauen darf, meinen etwa 20 Prozent der Deutschen, es müsse noch viel mehr verboten werden, damit das Virus aufhört, sich zu verbreiten. Der bayerische Ministerpräsident Söder hat vor kurzem einen sehr sensiblen Punkt im Zentralnervensystem der führenden Urlaubernation Europas getroffen, als er sagte, die gegenwärtigen Zahlen der Corona-Toten seien «so hoch, als würde jeden Tag ein Flugzeug abstürzen».

Der Vergleich leuchtete jedem ein, der schon mal von Stuttgart nach Palma geflogen ist. Würde jeden Tag an irgendeinem beliebigen Flughafen der Bundesrepublik eine Maschine beim Starten oder Landen abstürzen, wäre der gesamte Flugverkehr längst eingestellt.

Tendenziell ist das bereits der Fall. Seit dem Beginn der Corona-Pandemie ist die Zahl der Flugbewegungen um rund 90 Prozent eingebrochen. Und je weniger Flüge stattfinden, umso geringer ist das Risiko, dass es zu einem Unglück kommt.

Corona wird als ein Menetekel in die Geschichte eingehen, das unvorhersehbar war – wie der Erste und der Zweite Weltkrieg, der Untergang der «Titanic», der Absturz des Luftschiffs «Hindenburg», die Wahl von Adolf Hitler zum Reichskanzler, der Überfall auf den Sender Gleiwitz und das Versagen der deutschen Mannschaft bei der Fussball-WM 2018 in Russland.

Ich möchte mit niemandem tauschen, der von Amts wegen mit Corona zu tun hat.

Bei aller Kritik muss man der deutschen Regierung zugutehalten, dass sie wenig bis keine Erfahrung im Pandemien-Management hat. Woher auch? Auf der Tagesordnung der letzten Jahre stand der Kampf gegen den globalen Klimawandel, die Armut in Afrika und das Abholzen der Regenwälder in Brasilien; für die Energiewende, die Elektromobilität und eine Zwei-Staaten-Lösung im Nahen Osten. Für Pandemien und verwandte Katastrophen waren die WHO und die Ärzte ohne Grenzen zuständig. Corona hat die Bundesrepublik so unerwartet erwischt wie eine Jungfrau die Nachricht von einer unbemerkten Schwangerschaft. Das Kind hat noch keinen Namen, für das, was jetzt stattfindet, gibt es keinen Begriff.

Man könnte es die «Verstaatlichung der Gesellschaft» nennen, eine Kur, die sich langfristig als schädlicher erweisen könnte als die Krankheit. Der Staat hat nicht nur grosse Unternehmen wie Lufthansa und TUI mit Milliarden-Spritzen vor der Pleite gerettet, er alimentiert auch «Soloselbständige», Wirte, Künstler, Hoteliers und Handwerker. Alles, was er dafür erwartet, ist ein bisschen Loyalität – dass sie nicht an den Protesten der «Querdenker» teilnehmen, die innerhalb weniger Wochen zum Staatsfeind Nummer eins aufgestiegen sind.

Ministerin Franziska Giffey, zuständig für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, hat sich vor kurzem weit aus ihrem Ressortfenster gelehnt und gefordert, «bei Gruppen, die sich verfassungsfeindlich äussern oder einen Angriff auf die Demokratie planen», müsste «der Verfassungsschutz» aktiv werden, obwohl «nicht alle, die bei solchen Demonstrationen mitlaufen, als Verfassungsfeinde angesehen werden» können. Wer aber soll darüber entscheiden, welcher Demonstrant ein echter Verfassungsfeind ist und welcher nur ein Mitläufer? Die Frage könnte auch bei der Zuteilung des Impfstoffs eine Rolle spielen. Für die Antwort wäre dann der Gesundheitsminister zuständig.

Illustration: Fernando Vicente

Mär von der Spaltung

Nr. 49 – «Meuthen zerlegt die AfD»
Editorial von Roger Köppel

Was Meuthen kritisiert, sind die eitlen Glücksritter, die ihre Ämter als Beutegemeinschaft begreifen. *Bottom line:* Die Clowns machen kaputt, was jahrelang mühevoll aufgebaut wurde. Es geht nicht um Stilfragen, sondern um Charakter. Die Beobachtung durch den Verfassungsschutz ist real, und wenn sie kommt, droht der Partei die Halbierung ihres Wählerpotenzials. Die nächste Wahl wird im Westen gewonnen, weil die Ostdeutschen auch eine Meuthen-AfD wählen werden, die Westdeutschen eine Höcke-AfD aber nicht. Nichts fürchten die Altparteien mehr als eine gemässigte AfD. Sie hat 20 Prozent Wählerpotenzial. Damit Meuthen dies nicht gelingt, wird seit einiger Zeit die Mär von der Spaltung durch Meuthen verbreitet. In diese Falle scheinen Sie auch getappt zu sein. Ich bin kein Parteimitglied, aber loyal zu einer bürgerlichen AfD.
Christoph Spielberger, Berlin (D)

Wie Wilhelm Tell

Nr. 48 – «War Jesus ein Linker?»
Matthias Matussek über die heutige Kirche

Jesus war politisch inaktiv. Das Evangelium ist nicht dazu geeignet, für politische Zwecke instrumentalisiert zu werden, denn es richtet sich ganz persönlich an den einzelnen Menschen, spricht sein Denken, Gewissen und Fühlen an. Das Individuum kann schlussendlich frei entscheiden, wie es handelt. Die politisch-ideologisch gefärbten Aktivitäten der Kirchen sind auch heuchlerisch, denn die weltweit grausam verfolgten Christen, aber auch verhinderte Krippenspiele und verbotene Weihnachtslieder et cetera sind den Kirchenoberen kaum eine Zeile wert. *Deborah Ess, Zürich*

Schon in meiner Gymnasialzeit in den 68er Jahren predigte uns ein linker Pfarrer, der für die SP im Kantonsrat und im Synodalrat sass, im Konfirmandenunterricht, Jesus sei der «erste Kommunist» gewesen, was mich und einzelne andere zum sofortigen Austritt aus der Kirche bewegte. Meinem Glauben jedoch hat dies keinen Abbruch getan.
Peter Bolliger, Münsingen

Wenn Jesus alles war, dann muss er auch ein Linker gewesen sein. In einer freiheitlichen Gesellschaft sieht jeder den Jesus so, wie es ihm passt. Wir können auch so tun, als ob er eine historische Figur sei. Für mich gehört Jesus ins Reich der Sagen, so etwa wie Wilhelm Tell.
Hans Curti, Solothurn

Was wäre, wenn …?

Nr. 48 – «Beeindruckend harmlos»
Christoph Mörgeli zur Erpressung von Alain Berset

Wie «harmlos» kämen wohl die Kommentare der Mainstream-Medien daher, wenn es sich um einen SVP-Bundesrat handeln würde?
Urs Loretz, Luterbach

Liebesdienerisch

Nr. 49 – «Chancen des Westens»
Wang Shihting über Kooperationen mit China

Mir ist speiübel. Da hat man uns doch versprochen, dass es mit den periodischen Selbstbeweihräucherungen des chinesischen Botschafters in Bern nun endlich ein Ende hat. Vergeblich gehofft. Unter dem Titel «Chancen des Westens» gaukelt Wang Shihting uns vor, der neue Fünfjahresplan Chinas werde «allen anderen Ländern mehr Chancen bieten», «die internationale Kooperation […] fördern, um gegenseitigen Nutzen und eine Win-win-Situation zu schaffen». Die *Weltwoche* brüstet sich damit, stets auch die andere Seite darzustellen. Da hätte es sich aufgedrängt, zum Beispiel die vierzehn erpresserischen Forderungen Chinas an Australien und die damit verbundenen Wirtschaftssanktionen zu publizieren. Oder die Behauptung, «China ist ein Land, das […] sich verpflichtet, seine Versprechen zu erfüllen», mit der Entwicklung in Hongkong zu kontrastieren. Oder, oder … PS: Eigenartig, dass noch nie ein Leserbrief in der *Weltwoche* erschienen ist, der sich negativ zur liebesdienerischen Haltung des Blattes zu China geäussert hätte. (Dieser hier wird mit Sicherheit auch nicht publiziert.) Das riecht sehr nach Zensur. *Peter Wehrli, Bern*

Im Schlaraffenland

Nr. 49 – «Konservative haben besseren Sex»
Kolumne von Tamara Wernli

Konservative orientieren sich an der konkret vorliegenden Welt und ändern von Fall zu Fall, was sinnvollerweise geändert werden sollte. Linke orientieren sich am Schlaraffenland und verlangen von den Konservativen, dass sie das verwirklichen. Echter Fortschritt besteht aus einzelnen, selbständigen Schritten, durchaus im eigenen Interesse, mit Nutzen für alle.
Laurenz Hüsler, Egg

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Cartoon: King Features Syndicate, Inc./Distr. Bulls

NACHRUF

Max Dätwyler (1929–2020)

Mischung aus Disziplin und Humor: Unternehmer Dätwyler.

Ohne Max Dätwyler, der vergangene Woche in Altdorf gestorben ist, wäre der Kanton Uri nicht das, was er heute ist. Zusammen mit seinem 1993 verstorbenen älteren Bruder Peter hat er die Altdorfer Kabel- und Gummiwerke zu einem internationalen Konzern ausgebaut. Heute ist Dätwyler ein Industriezulieferer im grossen Stil. In jedem zweiten Auto, das auf der Welt gebaut wird, sind systemkritische Teile von Dätwyler drin. Jede Nespresso-Kapsel ist kurz im Werk Schattdorf gewesen, um eine Dichtung zu erhalten. Und in Milliarden von Wegwerfspritzen stehen weltweit Dätwyler-Komponenten im Einsatz.

Die unscheinbaren Dinge seien das Erfolgsgeheimnis des Hauses, hat Max Dätwyler immer betont. Dazu kam eine geradezu einmalige Bodenhaftung. Die beiden Grossindustriellen blieben in Altdorf wohnen, mischten sich wie selbstverständlich unter die Leute und besuchten Schwingfeste.

Das Besondere an den Brüdern war: Zwischen ihnen gab es nicht den Schimmer von Rivalität, sie vertrugen sich lebenslang bestens. Ihr Vater Adolf Dätwyler, ein strenger Pietist aus dem Aargau, war im Auftrag der kreditgebenden Bank als Sanierer nach Uri gekommen. Mit Können, List und Härte führte er das konkursreife Unternehmen zum Erfolg. Glück war auch dabei: Die enormen Kupfervorräte waren infolge Kriegsteuerung plötzlich ein Mehrfaches wert.

1917 kaufte Adolf Dätwyler die Firma. Schon 1924 konnte er an der Altdorfer Bahnhofstrasse das schönste Haus des Fleckens als Familiensitz bauen. Für seinen Lancia blieb das Kontrollschild UR 1 reserviert. Fortan wusste jeder, wer der mächtigste Mann in Uri war.

Segler auf hoher See

Hart war der Vater auch in der Familie. Peter wäre am liebsten Landwirt geworden. Doch der Vater brauchte einen Elektroingenieur. Max wollte Wirtschaft studieren, doch der Vater brauchte noch einen Chemiker. «Ich habe Chemie gehasst», sagte Max Dätwyler häufig. Doch er hat sich gefügt und für seine Doktorarbeit sogar einen Preis erhalten. Parallel dazu schloss er hinter dem Rücken des Vaters noch in Wirtschaft ab und reiste nach Amerika. Unter anderem arbeitete er bei Firestone, von der Adolf Dätwyler mitten in den 1930er-Krisenjahren eine Lizenz erwarb. Daraus entstand die Pneufabrik in Pratteln, die in der Nachkriegszeit enorme Gewinne machte und 1973 vorteilhaft zurückverkauft wurde.

Nach dem Tod des Vaters (1958) übernahm Peter die operative Leitung. Max Dätwyler war Präsident der Holding. Viele Jahre lang hatte er ernste gesundheitliche Probleme, die er mit der für ihn typischen Mischung aus Disziplin und Humor akzeptierte, so weit er sie nicht lösen konnte. Gemeinsam führten die Brüder das ursprünglich binnenorientierte Unternehmen durch gezielte Übernahmen im Gummibereich in internationale Dimensionen. Später wurde Dätwyler auch stark im Handel mit technischen und elektronischen Komponenten. Uneinig waren sich die beiden nur in der Frage, ob man an die Börse gehen solle. Max war strikt dagegen, hatte aber schliesslich die Grösse, ohne Groll die besseren Argumente zu akzeptieren.

1990, als es um die Nachfolge ging, bewiesen der kinderlose Max, sein Bruder Peter und dessen einzige Tochter Marianne, dass sie sich weniger als Eigentümer denn als Treuhänder des väterlichen Erbes verstanden.

Mit Hilfe von Robert Holzach und von Beratern aus dem Umfeld des Bosch-Konzerns gelang den Dätwyler-Brüdern eine Nachfolgeregelung, die europaweit als vorbildlich beurteilt wurde und seit dreissig Jahren die Selbstständigkeit des Unternehmens gewährleistet. Mit einer komplexen Konstruktion von hintereinander geschalteten Firmen wurden Kapital und Führungsmacht getrennt. Das Kapital kam in eine Stiftung. Dies setzte voraus, dass Marianne, Peter und Max Dätwyler auf die Gründervorteile und damit auf Vermögenswerte in dreistelliger Millionenhöhe verzichteten. Ihre Bedingung war: Der Holdingsitz muss in Uri bleiben, ebenso wie die industriellen Arbeitsplätze, so lange wirtschaftlich tragbar.

Mit der Stiftung wurde Max Dätwyler in seinen späten Jahren zum grossen Beweger des sozialen und kulturellen Lebens im Gotthardkanton. Sie baute mit dem Haus für Kunst Uri ein kleines, feines Museum, das auch die Heimat wurde für die umfangreiche Sammlung von Bildern des grossen Urner Malers Heinrich Danioth (1895–1953). Auch die Direktorenvilla an der Bahnhofstrasse schenkte Max Dätwyler der Stiftung. Dort residiert jetzt die Musikschule Uri. Seit ihrer Gründung 1990 hat die Dätwyler-Stiftung unzählige Projekte und Institutionen in Uri oder mit Uri-Bezug gefördert.

Max Dätwyler, der erst spät heiratete, genoss seinen Ruhestand in Altdorf, wenn er nicht als passionierter Segler auf hoher See unterwegs war. Mittags war er häufig im volkstümlichen Restaurant «Trögli» anzutreffen, wo auch «seine» Arbeiter einkehrten. So lange es noch ging, fuhr er mit seinem einmaligen Auto hin: einem winzigen elektrifizierten Seniorenmobil. Es trug noch immer das Kontrollschild UR 1. *Karl Lüönd*

BEAT GYGI

Soll man Zölle einseitig aufheben?

Wenn der Warenverkehr billiger wird, profitiert die ganze Wirtschaft.

Ist es richtig, wenn die Schweiz die Industriezölle von sich aus auf null senkt, ohne Druck von aussen und ohne mit einer ausländischen Partei ein Gegengeschäft zu verhandeln? Die laufende Revision des Zolltarifgesetzes ist so angelegt, sie geht zurück auf 2018, als das Klagen über die Hochpreisinsel Schweiz in der Politik ein grosses Thema war. Der Bundesrat wollte mit der Beseitigung der Zollbelastung etwas tun, um die Preise für Importe in die Schweiz zu senken. Die Umsetzung würde bedeuten, dass künftig pro Jahr gut 500 Millionen Franken weniger in die Bundeskasse fliessen würden als bisher.

Im vergangenen Juni hat der Nationalrat jedoch gesagt: keine gute Idee. Er lehnte es ab, auf das Geschäft einzutreten. Die Hauptargumente waren, dass der Bundeskasse zu viele Einnahmen verlorengingen und dass es unsinnig wäre, allein von sich aus die Zollhürden zu beseitigen, ohne dafür von anderen Ländern eine Gegenleistung zu erhalten. Dann kam der Ständerat dran, und vergangene Woche sagte er mehrheitlich ja zur Abschaffung der Industriezölle. Sollte dann der Nationalrat wiederum nein sagen, ist das Projekt erledigt.

Was spricht denn überhaupt gegen einen Zollabbau? Es ist doch bekannt, dass Zölle den Warenhandel teurer machen und auch sonst behindern. Hohe Preise und Bürokratie sind Gift. Der Bund schätzt, dass ein Wegfall der Industriezölle die Schweizer Unternehmen um 850 Millionen Franken jährlich entlasten würde, das wäre viel mehr als die 500 Millionen, die es die Bundeskasse kostete. Per saldo: ein günstig erkaufter Gewinn für Schweizer Firmen und Kunden.

Dennoch, die Einwände dagegen sind zu bedenken. Warum soll die Schweiz in der Liberalisierung allein vorangehen, ohne ausländische Gegenleistung? Antwort: Ein Land profitiert selbst dann von Zollsenkungen, wenn diese einseitig im Alleingang erfolgen, weil die Konsumenten, die Nachfrager dann insgesamt günstiger zu ihrer Ware kommen. Aber gibt man damit nicht ein mögliches Verhandlungspfand aus der Hand, das in anderen Freihandelsgesprächen nützlich sein könnte – vielleicht zugunsten der stärker auf Grenzschutz ausgerichteten Landwirtschaft? Antwort: Ja, das hat etwas für sich.

Letzte Frage: Ist es in Krisenzeiten nicht unverantwortlich, der Bundeskasse so viel Geld wegzunehmen? Antwort: Wenn man die Wahl hat, entweder 500 Millionen Franken beim Staat zu binden oder diese (plus Erleichterungen) bei Firmen arbeiten zu lassen, dann ist es klar: Die Privaten bringen der Gesellschaft damit sicher mehr als der Staat. Das sticht das Handelspfand-Argument aus.

Ertragsperle Interroll

Im Tessin ein Champion, an der Börse spitze und am Weltmarkt in Führungsposition: Selbst wenn die Wirtschaft zurzeit nur etwa zu 90 Prozent läuft – die auf Fördertechnik und interne Logistik ausgerichtete Industriefirma Interroll mit Sitz in Sant'Antonino in der Nähe von Bellinzona ist ein Turbomotor. Mit Transportanlagen in Flughäfen, Lagern, Verteilzentren, Digitalisierung der Logistik hat sich die Firma ein Wachstumsgeschäft aufgebaut. Besonders eindrücklich ist die Kontinuität in der Führung: Seit dem Jahr 2000 zeigt Paul Zumbühl als Konzernchef, was es heisst, mit Disziplin, Ausdauer und ohne Übermut eine Firma voranzubringen. Der Umsatz wurde in dieser Zeit etwa verdreifacht (gut 550 Millionen Franken), der Gewinn verachtfacht, der Börsenkurs verzwanzigfacht. Interroll zeigt Vorwärtsdrang und ist eine Ertragsperle. Rund 20 Prozent beträgt die Rendite auf dem eingesetzten Kapital, das bedeutet Spitzenliga. Was ist das Rezept? Zumbühl sagte im Gespräch einmal: «Wenn kein besonderer Druck zu spüren ist, wenn alles gut läuft, ist es gefährlich, dann muss man selber eine Art Atmosphäre der Dringlichkeit schaffen.» Das wurde immer wieder erreicht, und die Firmenfarbe Gelb passt dazu.

Theater und Konzert

Das Datenportal Our World in Data hat Zahlen zum Tagesablauf der Haushalte aus aller Welt veröffentlicht, die zeigen, wie viel Zeit die Menschen fürs Arbeiten, Essen, Schlafen, für die Freizeit und anderes einsetzen. Dazu gibt es eine Rangliste zur Attraktivität der Freizeittätigkeiten. Mit Abstand am begehrtesten scheint der Theater- und Konzertbesuch zu sein, an zweiter Stelle kommt der Sport. Vielleicht spielte beim Beantworten der Frage der Gedanke ans soziale Prestige eine gewisse Rolle, aber immerhin können die Kulturpolitiker Kulturschaffenden jetzt sagen: Wenn Theater und Konzert einen derart grossen Nutzen stiften, dann sind Subventionen dafür voll gerechtfertigt. Oder sind diese eventuell so begehrt, weil sie subventioniert sind?

Illustration: Fernando Vicente

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

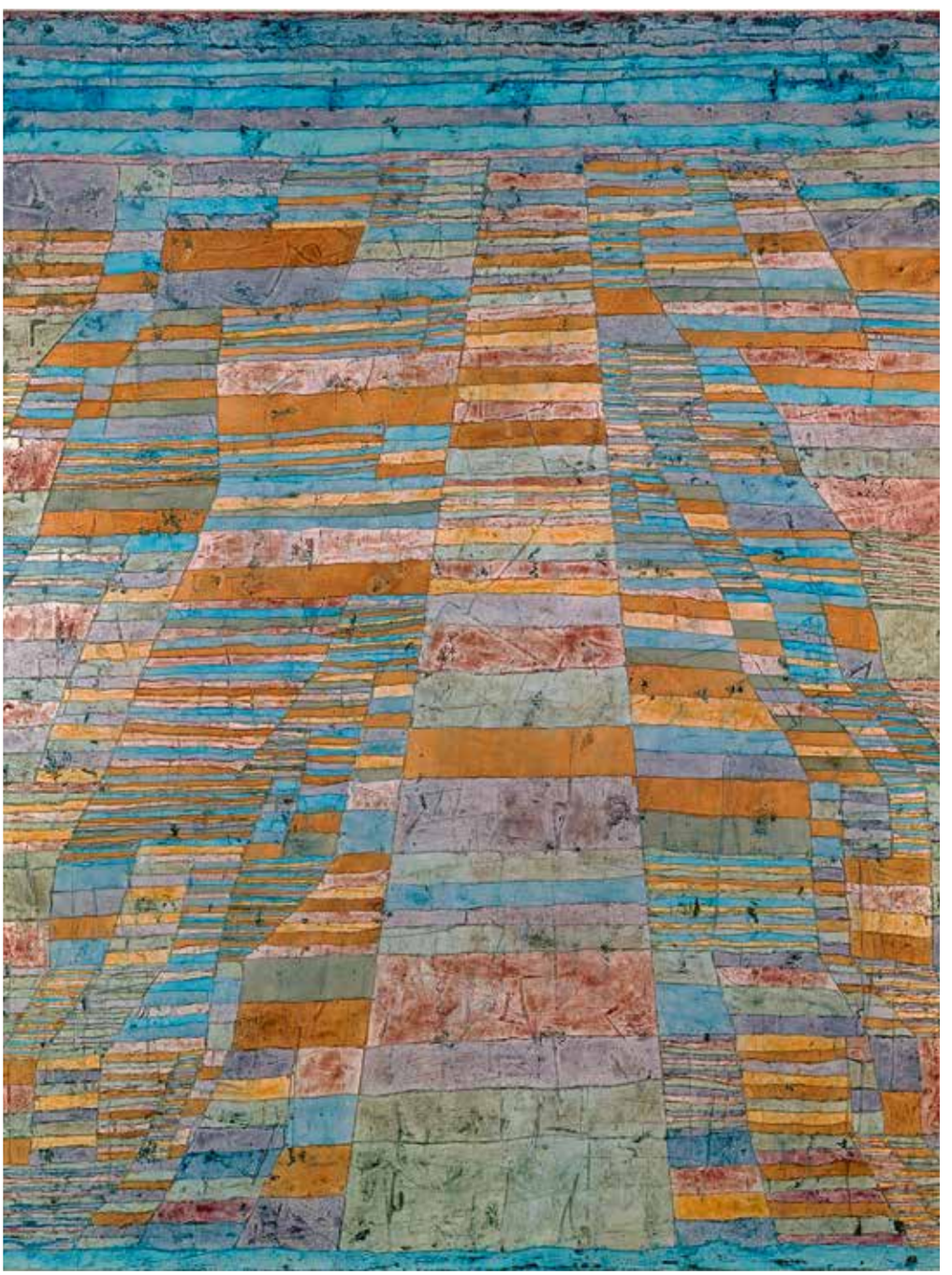
Nein, nett war es nicht, was Clarice Lispector über die Schweiz sagte.
Peter Keller, Seite 54

Paul Klee: Haupt- und Nebenwege, 1929 – Er war ein halber Schweizer, mütterlicherseits, die andere Hälfte deutsch. Als er ein Jahr alt war, wurde Paul Klee (1879–1940) in das Berner Biotop vorkriegszeitlicher und wohlanständiger Kleinbürgerlichkeit gebettet, in dem er dann gross wurde und Geige spielen lernte, aber das Grossartige brauchte das Ausland, um in ihm gedeihen zu können. Er ging nach München, studierte Kunst und wollte Gott werden. Später reiste er nach Tunesien und wurde Maler, ein Schöpfer eigener Bilder.

Dass er nicht Gott wurde, setzte ihm nicht zu, weil er überzeugt war, Göttliches in sich gefunden zu haben. Dieses Empfinden von Grenzenlosigkeit liess ihn sich fast als Ganzes fühlen, führte aber dazu, dass die Zeit und ihr Hervorgebrachtes ihm eher lästig waren denn ein Quell der Inspiration. Nie war er politisch, immer nur philosophisch. Sein Hauptweg war die Suche nach dem Urgrund allen Seins, die Nebenwege lästige Irritationen einer unfreiwilligen Geworfenheit in einen Alltag. Da ist er angelangt, 1929, war Lehrer im Bauhaus, seine Kollegen nannten ihn Buddha, hinter ihm lag ein Weg voller Umwege, vor ihm die Unmöglichkeit, seinen Weg zu gehen, als ob es keine Nebenwege gäbe.

Er führte ein Leben im existenziellen Föderalismus, wenn man so will; in einem, bei dem die Eigenständigkeit der Gliedstaaten seiner Seele deren Gesamtheit stets gefährdete. Er schrieb, verzweifelt fast, in sein Tagebuch: «Man kann mit Unruhe im Leib ein paar Kleinigkeiten wie Zeichnungen hinhauen, aber nichts, was eine gewisse Fülle braucht. Ich bin nicht frei, überall Pflichten, ich mache alles halb, Kunst, Geldeinnahmen, Unterricht …»

Das ist die Schwierigkeit an den Haupt- und Nebenwegen des Lebens; nicht nur, dass wir den Hauptweg überhaupt erkennen oder uns auf dem Weg zu Grossem nicht im Delta der Nebenwege verlieren. Sondern dass es keine Haupt- ohne Nebenwege gibt. Und umgekehrt natürlich. *Michael Bahnerth*



Der Weg ist das Ziel. Aber welcher?

Bild: akg-images/Keystone

Wilhelm Tell für Fortgeschrittene

Mit einem brillanten Essay ergründet der in Oxford lehrende Zürcher Historiker Oliver Zimmer das Wesen unserer Demokratie.

Paul Widmer

Oliver Zimmer: Wer hat Angst vor Tell? Echtzeit. 184 S., Fr. 32.90

Auf so ein Buch haben wir lange gewartet: geistreich, souverän, hervorragend geschrieben. Der neue Essay von Oliver Zimmer begeistert. Der Untertitel zeigt an, um was es geht: um «Unzeitgemässes zur Demokratie». Ja, Zimmer ist kein Zeitgeist-Surfer. Er äussert sich so, wie er es für richtig hält, unbekümmert, ob es gut ankommt oder nicht. Seit Herbert Lüthy hat kein Schweizer Historiker einen so brillanten Essay zum Wesen unserer Demokratie vorgelegt.

Oliver Zimmer ist nicht irgendein Historiker. Er ist Ordinarius für moderne europäische Geschichte an der Universität Oxford und hat von allen Schweizer Geschichtsprofessoren den prestigeträchtigsten Posten inne. 1963 in Thalwil geboren, studierte er an der Universität Zürich und erwarb sein Doktorat an der London School of Economics and Political Science. Seit 2005 unterrichtet er in Oxford. Er verbrachte die eine Hälfte seines Lebens in der Schweiz, die andere in Grossbritannien. Das spürt man. Seinen Stoff bezieht er aus Erfahrungen in beiden Ländern. Zudem verbindet er angelsächsischen Pragmatismus mit helvetischer Nüchternheit.

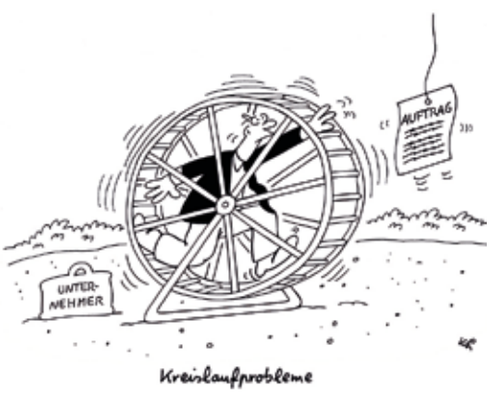
Zimmers Gedanken kreisen um drei grosse Themen: um das Spannungsverhältnis von Liberalismus und Demokratie, um das zwiespältige Verhältnis von Schweizer Historikern zur nationalen Geschichte und um die Gefährdung unseres Staatswesens durch das institutionelle Rahmenabkommen.

Freiheit und Eigenverantwortung

Liberalismus und Demokratie gehören für viele zusammen. Sie verwenden die beiden Begriffe fast synonym. Doch an sich haben wir es mit zwei verschiedenen Kräften zu tun. Im 19. Jahrhundert bekämpften sich Demokraten und Liberale. Den Demokraten ging es um die politischen Rechte der Bürger, den Liberalen um eine freie Wirtschaftsordnung mit wenig Staatseingriffen. Aber etwas wollten beide gemeinsam: Freiheit und Eigenverantwortung. Und das gelang. Mit vielen Kompromissen errichteten sie einen freiheitlichen Staat. Ein starkes Milizwesen und ein streng föderalistischer Aufbau sorgten dafür, dass die Macht so nahe wie möglich beim Bürger blieb.

Gewiss, einige Spannungen schlummerten unter der Oberfläche weiter. Mit der Globalisierung kommen sie wieder stärker zum Vorschein. Nicht selten betrachten Wirtschaftsliberale eine breitabgestützte Demokratie als Hindernis für eine dynamische Entwicklung. Dennoch: Eine liberale Demokratie ist auf das Zusammenspiel beider Kräfte angewiesen. Das heisst: Die Bürger müssen am Staatsgeschehen teilnehmen können, sonst verkommt die Demokratie zur Leerformel. Und die Demokratie muss in eine liberale Ordnung eingefügt sein, sonst droht sie in Populismus umzuschlagen.

Heute hat der Liberalismus viele Freunde, aber wenige Anhänger. Von links bis rechts möchten die meisten irgendwie liberal sein. Für seine Anliegen setzen sie sich jedoch kaum ein. Eine modische Bewegung wie die Operation Libero schreibt das «liberal» gross auf ihre Fahnen. Aber was ist daran liberal? Wie staatsselige Sozialisten wollen sie eine Aufgabe nach der andern dem Staat überbürden. Zum urliberalen Anliegen der Stärkung von Freiheit und Eigenverantwortung dagegen fällt ihnen wenig ein. Zimmer führt die jüngsten Fehlentwicklungen des Liberalismus auf eine Radikalisierung von vier Leitideen zurück, die in gemässigter Form seit je im Liberalismus angelegt sind.



Erstens achtet der Liberalismus die Einzelperson hoch. Aber im Zeichen der Selbstverwirklichung nahm eine extreme Individualisierung auf Kosten des Gemeinsinns überhand. Sodann durchlaufen wir eine Verrechtlichung der Politik. Weil die Politiker immer weniger fähig sind, Kompromisse zu schliessen, schieben sie die Probleme an die Justiz weiter. Doch diese ist nicht für solche Aufgaben geschaffen und gerät selbst zunehmend in den Strudel der Politik. Drittens verkommt die Moral zu einem intoleranten Moralismus. Der Gegner wird nicht mehr als eine Person mit anderen

Heute hat der Liberalismus viele Freunde, aber wenige Anhänger.

Ansichten akzeptiert, sondern als moralisches Mängelwesen ausgegrenzt. Viertens bevorzugt eine globalisierte Elite internationale Lösungen vor nationalstaatlichen. Es fällt ihr nicht schwer, den Einzelstaaten Kompetenzen zu entziehen. Aber damit höhlt sie die Rechte der Bürger aus. Denn Demokratie wird nicht auf globaler, sondern auf nationalstaatlicher Ebene gelebt. Sie ist mit Land und Leuten verbunden.

Angebliche Mythenzerstörer

Zimmer zögert nie, konkret zu sagen, was und wen er meint. Er nennt das Kind beim Namen, selbst wenn es Eric Gujer heisst – Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung* und ein eifriger Befürworter des Rahmenabkommens.

In erster Linie setzt er sich indes mit seinen Kollegen auseinander. Er untersucht deren Positionierung zu Europa. Dabei fängt er mit guten Gründen bei Herbert Lüthy an, dem Altmeister, der mit seinen Formulierungen alle bezaubert. Doch Zimmer lässt sich nicht betören. Er entdeckt in den Essays Zwiespältiges. Tatsächlich gibt es einen Lüthy I und einen Lüthy II. Konservative berufen sich gern auf Lüthy I und damit auf den Essay «Die Schweiz als Antithese». Den Advokaten einer europäischen Integration hingegen gefällt Lüthy II mit dem Essay «Vom

Cartoon: Kai Felmy

Angelsächsischer Pragmatismus, helvetische Nüchternheit: Geschichtsprofessor Zimmer.

Geist und Ungeist des Föderalismus». Obschon die beiden Publikationen nur drei Jahre auseinanderliegen, enthalten sie zwei grundverschiedene Auffassungen. 1961 glaubte der Basler Historiker an den Sonderfall Schweiz, 1964 dagegen nicht mehr. Er sah nun die europäische Entwicklung auf ein gemeinsames Europa zulaufen und zweifelte an der Zukunftsfähigkeit einer eigenständigen Schweiz.

Kritisch beschäftigt sich Zimmer auch mit Thomas Maissen, dem Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Paris, und mit André Holenstein, dem Historiker an der Uni Bern. Ihrem Sonderfall-Gerede gewinnt er wenig ab. Vielmehr meint er, die Kritiker seien dessen getreuste Anhänger. Sie hätten lediglich das positive Narrativ durch ein negatives ersetzt – ein Vorwurf, den er auch dem Zürcher Historiker Jakob Tanner nicht erspart.

Holenstein und vornehmlich Maissen mokieren sich gern über helvetische Mythen. Das kommt gut an, ist aber wenig originell. Denn die Mythen sind seit den 1960er Jahren dekonstruiert. Viel Lärm also um nichts. Bedenklich ist etwas anderes. Die angeblichen Mythenzerstörer werkeln selber, wie schon Max Frisch mit seinem «Wilhelm Tell für die Schule», an einem neuen Fortschrittsmythos. Sie meinen zu wissen, wohin die Geschichte treibt, angeblich zwangsläufig zu einer europäischen und globalen Integration hin. Wer diese geschichtsdeterministische Auffassung teilt, gilt als fortschrittlich, wer nicht, als rückständig.

Doch ist dem so? Redlicher wäre, einzugestehen, dass wir den zukünftigen Geschichtsverlauf nicht kennen. Im 19. Jahrhundert feierte man in Berlin und Paris den Nationalstaat – natürlich nur den eigenen – als die Erfüllung der Geschichte. Der skeptische Jacob Burckhardt machte den nationalistischen Taumel nicht mit. Er enthielt sich jeglicher geschichtsphilosophischen Deutung. Zu Recht. Heute würde kein Historiker mehr behaupten, der Nationalstaat sei das Ziel der Geschichte. Aber daraus sollte man auch den richtigen Schluss ziehen. Es macht, wie Zimmer sagt, wenig Sinn, eine nationalistische Geschichtsphilosophie zur Gefahrenzone zu erklären, nur um sie durch eine supranationalistische zu ersetzen. Das sitzt.

Zimmer greift auf hohem Niveau in die Debatte über das Rahmenabkommen ein.

Unsägliche Guillotine-Klausel

Zimmer greift auf hohem Niveau in die Debatte über das Rahmenabkommen ein. Ihm geht es nicht um Einzelheiten wie den Lohnschutz. Auf dem Spiel steht unsere Souveränität. Mit der Pflicht zur dynamischen Rechtsübernahme geben wir zu viel Freiheit preis. Niemand weiss, was alles auf uns zukommt. Denn niemand weiss, wohin sich das Recht entwickelt. Heute mögen wir Probleme mit der Personenfreizügigkeit haben, morgen mit der Gentechnologie.

Sollte sich die Schweiz dereinst weigern, eine neue EU-Regel zu übernehmen, gerät sie in Schwierigkeiten. Die unsägliche Guillotine-Klausel und neue Möglichkeiten zu Vertragssuspendierungen machen ein Opting-out fast unmöglich. Und kommt es zu einem Streitfall, hätte der Europäische Gerichtshof das letzte Wort. Die Schweiz würde, so Zimmers Fazit, zu einem EU-Mitglied ohne Stimmrecht. Das ist ein zu hoher Preis für die Sicherung des Zugangs zum Binnenmarkt. Zimmer appelliert deshalb an das liberale und das demokratische Gewissen der Schweizer: Sagt nein zu diesem Abkommen und verhandelt mit etwas mehr Selbstrespekt nochmals. Die Schweiz mit ihrer bürgernahen Demokratie verdient es.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Buchautor.

Mit messerscharfem, amüsiertem Blick

Peter Keller

Clarice Lispector: Tagtraum und Trunkenheit einer jungen Frau. Aus dem Portugiesischen von Luis Ruby. Penguin 2019. 416 S., Fr. 36.90

Benjamin Moser: Clarice Lispector. Eine Biographie. BTB 2015. 576 S., Fr. 23.90

Nein, nett war es nicht, was sie über die Schweiz sagte. Das Land sei ein «Friedhof der Sinneseindrücke». Clarice Lispector war mit ihrem Mann, der im diplomatischen Dienst arbeitete, 1945 nach Bern gekommen. Die neue Heimat erlebte sie als grösstmöglichen Kontrast zum Chaos, zur Jugend und Energie von Rio de Janeiro, wo sie aufgewachsen war. «Bern ist von einer grauenhaften Stille», schrieb sie einem Freund. Auch die Menschen seien still und lachten wenig. «In dieser Stadt fehlt ein bisschen der Teufel.»

Wer war diese Frau mit dem messerscharfen, amüsiert-liebevollen und literarisch befremdeten Blick? Clarice Lispector, vor hundert Jahren geboren, ist bis heute Brasiliens Starautorin. Gleich nach dem Krieg, als sehr junge Frau, musste sie ihrem Mann nach Europa, in die «Stille» Berns folgen: «Man könnte meinen, die Häuser seien alle leer, ganz zu schweigen davon, dass auf den Strassen so wenig los ist.» Niemand kannte sie, die einen gewissen Ruhm gewohnt war: Kurz bevor Lispector Rio verlassen hatte, war dort ihr erster Roman, «Nahe dem wilden Herzen», zum Bestseller geworden.

In Brasilien nennt man sie «Sphinx»: Schriftstellerin Lispector.

Sätze wie Quecksilber

In Brasilien wird sie bis heute als «Göttin» verehrt, «Sphinx» genannt. Lange wollten junge Frauen schön sein wie sie: geschwungene Augenbrauen, schmale Taille, elegante Haltung. In Europa verbinden nur wenige ein Gesicht mir ihr, wenn sie überhaupt den sperrigen, nach Detektivgeschichte klingenden Namen Lispector kennen. Lispectors Familie – Vater, Mutter und drei Töchter – kam 1922 aus Russland, auf der Flucht vor Pogromen, nach Recife. Der Vater war Mathematiker, die Mutter nach der Vergewaltigung durch russische Soldaten an Syphilis erkrankt. Die Familie zog nach Rio, Lispector studierte Jura, wurde Journalistin und schrieb über Mode. Und sie begann das literarische Schreiben. Auf «Nahe dem wilden Herzen» folgte 1946 «Der Lüster» – beide Bücher erforschten das weibliche Innenleben in bisher nicht gekannter Weise. Ihre Sätze gleiten wie Quecksilber, Perspektiven und Handlungen gehen ineinander über.

Diese Werke und «Die Passion nach G. H.» oder das in Bern verfasste «Von Traum zu Traum» sowie ihre über achtzig Kurzgeschichten galten lange als dunkel, gar «gefährlich», «verhext»: Lispector veränderte die (portugiesische) Sprache. Die Bilder und Assoziationen, die sie fand, sind unerwartet, klug, sinnlich: «Sie sass auf dem Bettrand, blinzelte resigniert. Schön sah der Mond aus in diesen Sommernächten. Sie beugte sich ein Stückchen vor, gleichgültig, resigniert. Der Mond. Schön sah er aus. Der Mond, der hoch und gelb über den Himmel glitt, der Ärmste. Immer nur gleiten und gleiten … Hoch oben, hoch oben. Der Mond. Da brach die Grobheit aus ihr heraus in plötzlicher Liebe: ‹Du Schlampe›, sagte sie und lachte.» Die Autorin, so der Tenor, sah und schrieb über Dinge, die sie nicht sehen konnte, so weise schien das Gesagte, mit einem Funken Irrsinn darin.

Ihre Bücher erforschten das weibliche Innenleben in bisher nicht gekannter Weise.

Die Autorin und ihr Werk sind aus heutiger Sicht und vor dem Hintergrund des schier endlosen, aus MeToo hervorgehenden und sich immer weiter vervielfältigenden Opferdiskurses besonders interessant. Lispector war keine radikale Feministin, sie verfasste auch Schönheitskolumnen in Zeitungen, legte Wert auf feine, teure Kleider und grosse Eleganz. Lispector ist auf ihre eigene Art und Weise Feministin, schreibt unhysterisch, fast schon lakonisch über Frauen. Es sind Frauen, die, in Ehen gefangen, herumdümpeln, die altern, reifer werden, oder die noch sehr jung und aufmüpfig sind, die Naives tun, auf Brücken träumen oder schlaff im Bett liegen, herumgehen und denken. Feministische Schriftstellerinnen verehrten sie, luden die Autorin auf eines ihrer Symposien ein. Lispector reiste an, sass unter den Zuschauern und ging dann nach Hause, wo sie ein ganzes Brathuhn ass. Warum? Nun, sie habe überhaupt nicht verstanden, was da über ihr Werk geredet wurde, sagte sie. Das habe einen Heisshunger ausgelöst. Punktum.

Nur wenig beeindruckte sie. Aber Lispector hatte Humor. Auf die negative Besprechung eines ihrer Bücher hin schrieb sie an einen Freund: Der Kritiker verhalte sich wie ein Mann, der jeden Tag seine Frau schlage – irgendwas muss sie seiner Ansicht nach ja falsch gemacht haben. Über Männer schrieb sie mit hartem, oft spöttischem Blick, viele ihrer männlichen Figuren kauen Fingernägel, sind

Bild: Instituto Moreira Salles

dümmlich-arrogant, wichtigtuerisch, manchmal brutal ihren Partnerinnen (meist die Protagonistinnen der Geschichten).

Obwohl Lispector als Frau eines Diplomaten mit den damit verbundenen Reisen und der vielen Freizeit die besten Voraussetzungen für ein Schriftstellerinnenleben hatte, schien sie unwillig im eigenen Leben. Die Ehe war ihr bedeutungslos und der Haushalt auch. 1959, kurz nach ihrer Scheidung, kehrte sie mit den beiden Söhnen nach Brasilien zurück. Sie war älter geworden, lebte mit weniger Glanz und Rasanz als in den Jahren davor.

Trotz ihrer Fröhlichkeit, die auch in ihren Büchern zu finden ist, und obwohl sie aus der Sonne kam, war es immer ein wenig, als würde Lispector in Gewitternebeln verschwinden. Ihr Blick war durchdringend, mit zunehmenden Jahren – so beschrieben es ihr entfremdete Freunde – unangenehm starrend. Sie war nach ihrer Scheidung zwar ärmer, lebte aber weiterhin fein und beharrte auf einer Hausangestellten, zu der sie streng war. Sie war eine Diva, vielleicht eine der letzten. Unruhig, schnell aufgebracht, sensitiv gegenüber dem Frausein, stets zu Hause im inneren Anderswo. Sie starb mit 57 Jahren an Krebs.

Komitee zur Rettung der Welt

Claude Cueni

Klaus Schwab: Covid-19: The Great Reset. Forum Publishing. 282 S., Fr. 22.90

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs waren die Menschen finanziell und psychisch zerrüttet. Das war eine historische Gelegenheit für einen radikalen Reset der Gesellschaft: Der Wohlfahrtsstaat wurde ausgebaut, die Charta der Uno in Kraft gesetzt, in Bretton Woods einigten sich 44 Länder auf feste Wechselkurse.

Jetzt schrieb Klaus Schwab, Gründer des Weltwirtschaftsforums (WEF), mit seinem Team «Covid-19: The Great Reset». Er glaubt, dass Covid-19 als «Gelegenheit genutzt werden sollte, um institutionelle Veränderungen in die Wege zu leiten». Er beginnt mit Analysen, denen viele zustimmen können. Er beschreibt differenziert die Verkettung historischer, wirtschaftlicher, geopolitischer, gesellschaftlicher, ökologischer und technologischer Fakten, doch irritierend ist, dass ein Kapitel «Überbevölkerung» fehlt. Es gibt kaum eine andere Entwicklung, die derart viele von Schwabs genannten Parametern negativ beeinflusst.

Irritierend ist auch sein Glaube, dass die Menschen während und nach der Pandemie mehr Empathie und Solidarität zeigen werden. Die Geschichte zeigt, dass in Pandemien Angst und Panik stets zu egoistischem und asozialem Verhalten geführt haben. Das unsichtbare Virus machte jeden Nachbarn zum potenziellen Totengräber. Klaus Schwab weiss das, aber er glaubt, dass diesmal alles anders sein wird.

Die Realität widerspricht ihm. Seit Greta Thunberg Altersrassismus salonfähig gemacht hat, ist von Solidarität zwischen den Generationen nicht mehr viel übrig. In einer stark fragmentierten Ichgesellschaft, die Partikularinteressen über das Gemeinwohl setzt, bleibt Egoismus die treibende Kraft. Auch die sozialen Medien widersprechen: Sie sind zum Schlachtfeld von Rechthaberei und Intoleranz geworden, draussen demonstrieren zornige Menschen gegen Corona-Massnahmen. Der Pizzabäcker, der seinen Laden schliessen muss, hat nicht die gleichen Interessen wie der Banker im Home-Office. Gemeinsam haben sie nur die Wut.

Schwab zitiert Laotse: «Auch eine Reise von tausend Meilen beginnt mit einem Schritt.» Der erste Schritt für Schwab ist wohl die Abschaffung des Bargelds. Der Staat braucht die Möglichkeit, die Bevölkerung bei Bedarf per Mausklick zu entreichern. Wie 2013 auf Zypern, als über das Wochenende der «grösste Bankraub der Geschichte» *(Spiegel)* abgewickelt wurde. Fast alle Notenbanken planen heute die Einführung von digitalem Zentralbankgeld. Wir wissen alle, dass man die aktuelle Staatsverschuldung von 53 Billionen Dollar nur mit einem Reset wegzaubern kann.

Am liebsten alle enteignen

Dank Covid-19 zahlen viele Leute nur noch digital und akzeptieren, dass sie dadurch zum gläsernen Bürger geworden sind. Schwab blendet die negativen Seiten nicht aus, er beschreibt die Vorteile jedoch so, dass die Leserschaft zur Einsicht gelangen muss, dass ein «Gesundheitsarmband» mit Tracing- und Traffic-Funktion einen besonderen Schutz bieten könnte. Das chinesische Social-Credit-System kann bereits jedes Fehlverhalten mit Bewegungseinschränkungen oder mit Geldbussen (die in Echtzeit abgebucht werden) bestrafen. Die Akzeptanz in der freien Welt ist eine Frage des Marketings. Wäre es nicht auch für das Klima hilfreich, wenn der CO_2-Fussabdruck jedes Individuums sichtbar wäre? Ein grünes Social-Credit-System zur Rettung der Erde?

Allmählich wird deutlich, was der Sinn und Zweck dieses Buches ist: der «richtige Weg». Nachdem uns Schwab mit einer Dystopie im Konjunktiv erschreckt hat, bietet er im letzten Kapitel seine Lösung an: Er wünscht sich ein «Komitee zur Rettung der Welt», das die «Tyrannei des BIP-Wachstums» beendet, er träumt von einer «globalen Ordnungsmacht», von einer EU im Weltformat unter dem Kommando von WHO, Uno, IWF und dem «grossen Steuermann» Klaus Schwab. Er bestreitet nicht, dass die Umsetzung seiner Pläne viele Menschen in die Arbeitslosigkeit stürzen würde, und empfiehlt deshalb einen massiven Ausbau des Sozialstaats. Man hat den Eindruck, er würde am liebsten alle Menschen enteignen und ihnen monatlich Sozialhilfe überweisen.

In seiner «Schönen neuen Welt» wird der Mensch zur Datenquelle degradiert, von einem Algorithmus von der Wiege bis zum Tod begleitet, bevormundet, belohnt und bestraft. Schwabs Utopie ignoriert die Natur des Menschen und unterschätzt den Drang nach Freiheit und Selbstbestimmung. Seine Welt nützt nur denen, die sie entworfen haben.

Cartoon: Kai Felmy

Hohn und Spott in Zeiten von Corona

Matthias Matussek

Tuvia Tenenbom: Allein unter Briten. Suhrkamp. 497 S., Fr. 27.90

Britischer Witz, talmudische Spitzfindigkeiten, skurrile Einfälle: Reisender Tenenbom.

In seinen letzten Kämpfen tummelte sich der Schriftsteller, Journalist und Theatermann Tuvia Tenenbom bereits allein unter Amerikanern, Deutschen, Juden, Flüchtlingen. Er schrieb allesamt Bestseller, wobei ihm das letzte Buch die unter Buchhändlerinnen und Feuilletonisten verheerende Rufschädigung eintrug, AfD-Sympathisant zu sein. Bloss weil er neben Kardinal Marx auch den «neurechten» Verleger Götz Kubitschek interviewt hatte.

Nun sitzen wir im leergefegten Hamburger Steakrestaurant, Tuvia in Hosenträgern und Hemdsärmeln, seine Frau Isi im Schwarzen mit Brokatjacke. Sie leben in Hamburg und Tel Aviv und in der Upper West Side in Manhattan, wo ihr «Jewish Theater» untergebracht war. Schlechte Zeiten für eine Buchveröffentlichung, da sind wir uns einig – vor allem für Bücher, wie «TT» sie schreibt, denn sie sind pures Entertainment und brauchen öffentliche Lesungen. Das 500-Plätze-Kino «Babylon in Berlin war ausverkauft; nun musste die Veranstaltung abgesagt werden. Aber sein Buch funktioniert auch als stumme Lektüre in der Quarantäne. Es schmatzt und schlürft und wiehert vor Gelächter auf diesen Seiten voller investigativer Chuzpe und poetischem Flügelschlag.

Tenenbom ist Theaterliebhaber, ein Liebhaber grosser Auftritte und tiefer Gefühle. Und London ist die Wiege des Theaters. Auch die Wiege des Demokratie-Theaters, wie jeder erkennt, der einmal eine Unterhausdebatte verfolgt hat, in der auf Schlagabtausch angelegten Arena mit den opponierenden Sitzbänken in Westminster. Tuvia Tenenbom erlebte die wohl spannendsten sechs Monate der jüngeren britischen Parlamentsgeschichte, nämlich die finalen Auseinandersetzungen über den Brexit.

Er reiste von der Peripherie ins Zentrum, von Norden nach Süden, und wie jeder gute Regisseur inszeniert er seinen Text mit einer zentralen Metapher, die er aus einer irischen Legende entlehnt. Jene von der Katze, die in einer Kirche eine Maus jagt, die in eine Orgelpfeife flüchtet, die Katze hinterher, bis sie beide schliesslich stecken bleiben und dort über tausend Jahre lang bleiben, umweht von Tönen zur Ehre Gottes. Ihre mumifizierten Leiber sind noch heute in der Christ Church Cathedral in Dublin zu besichtigen. Katz und Maus. Tom und Jerry. Wer ist wer in diesem Welttheater auf der Insel?

Normalerweise gibt er sich als deutscher Journalist Tobias aus. «Meiner Erfahrung nach sind die Leute ehrlicher, wenn sie mich für einen Deutschen halten.» Mal ist er Journalist, mal ist er Eulenspiegel. Und mal Preisboxer. Tenenboms «Reiseführer» ist im Kern eine überwältigende Indiziensammlung, die zum Schuldspruch führt: ein einziger antisemitischer Sauhaufen, diese Briten! Aber nett. Mit Manieren und Witz.

In Churchills und Clintons Betten

Palästina ist en vogue auf der irischen und sehr katholischen Insel. Auf dem Parlament wehte aus Solidarität mit dem palästinensischen Volk einen Monat lang die Fahne Palästinas. Tenenbom setzt sich mit dem Präsidenten der Students' Union zusammen, die einen Boykott israelischer Produkte beschlossen hat. Der weiss zum Beispiel, dass Israel Kinder erschiesst, während die Raketen der Hamas nicht von ihr selbst stammen, sondern von «irgendwelchen Organisationen». Dass die Hamas eine Terrororganisation ist, die nach einem blutigen Kampf gegen die palästinensische Regierung die Kontrolle über den Gazastreifen übernommen hat, ist dem Studenten unbekannt. Tuvia Tenenbom stöhnt: «Die jungen Iren und ich, sollten über den Brexit sprechen, über Sex, Gender, Fussball, Haschisch, irisch-katholische Transfrauen,

Mal ist Tenenbom Journalist, mal ist er Eulenspiegel. Und mal Preisboxer.

Klempnerei. Aber den jungen Iren ist Klempnerei egal, solange es nicht um eine palästinensische Toilette geht.»

Ab nach Schottland. «Jetzt gleich!» Diese Art engagierter, ja involvierter Reiseschriftstellerei treibt voran. Allerdings kommt Tenenbom in Edinburg überhaupt nicht auf seine Kosten, im Gegenteil, er bringt in Erfahrung, dass eine israelische Gruppe 2014 von der Teilnahme am Edinburgh Festival ausgeschlossen wurde – auf Antrag der Palestine Solidarity Campaign, da sie subventioniert sei. Was natürlich Quatsch ist:

Bild: Isi Tenenbom

Auch das subventionierte Berliner Ensemble trat hier auf. Dafür lässt er sich von einem Schotten einen Witz erzählen: «Angela Merkel fliegt nach Frankreich, und als sie zum Zoll kommt, fragt sie der Zollbeamte: ‹Occupation?› Sie antwortet: ‹Nein, nein, diesmal sind wir nur ein paar Tage hier.›»

Tenenbom übernachtete in Betten, die vor ihm bereits Churchill und Hillary Clinton beschliefen, er besuchte das Fantasie-Ungeheuer von Loch Ness, reiste über Liverpool, wo er Jürgen Klopp traf, runter nach London ins Brexit-Theater und dort in die Arme seines «Traum-Antisemiten» Jeremy Corbyn, der Israel das Existenzrecht absprach und den palästinensischen München-Attentätern von 1972 Kränze vors Grab legte.

Wenn Tuvia erzählt, mischt sich britischer Witz mit talmudischen Spitzfindigkeiten und skurrilen Einfällen, zum Beispiel über die islamistische Selbstmordattentäterin, der wie allen anderen in der Branche 72 Jungfrauen winken. Eine echte Klemme. Liebliche minderjährige blonde Jungfrauen? Kommt für sie gar nicht in Frage. Die Attentäterin besteht auf 72 stinkenden bärtigen Kerlen mit dem Namen Omar oder Mahmud und mit Rohren aus Stahl. Ein ganzes Theaterstück hat er über dieses Dilemma geschrieben. In New York stand das Publikum vor Begeisterung auf den Bänken, in Hamburg hat es nicht funktioniert.

Tenenbom lacht, und sein Bauch tanzt mit vor Vergnügen. Und weil diese Welt für einen orthodox erzogenen, mittlerweile wohl agnostischen und ewig fragenden Juden («Judentum heisst fragen») so viele Pointen bereithält, muss er reisen und reisen und reisen …

Der verlorene Moralist

Deborah Ryszka

Erich Kästner: Fabian. Atrium. 272 S., Fr. 28.90

Der Moralist hat es zu allen Zeiten schwer. Das zeigt meisterhaft Erich Kästner mit «Fabian – Die Geschichte eines Moralisten». Schonungslos zeichnet Kästner darin die psychologischen und gesellschaftlichen Abgründe seiner Zeit. Ihm gelingt es brillant, die Leser in die chaotische Atmosphäre des Berlins der 1930er Jahre zu entführen. Einerseits naturalistisch-realistisch wie Balzac, andererseits kaleidoskopartig und pointillistisch wie Wolfgang Koeppen.

Mit «Fabian» eröffnen sich den Lesern zugleich ein psychologischer Abenteuerroman und eine soziologische Zeitdiagnose: Berlin, das zwischen den politischen Rändern pendelt, zwischen NSDAP und Kommunismus. Berlin, das einem bunten Rummelplatz für Erwachsene gleicht. Seine Bewohner leben besinnungslos, orientierungslos und hoffnungslos vor sich hin und stürzen sich in den Rausch des Lebens. Eheleute betrügen sich, eine Frau Moll «hält sich einen männlichen Harem». Erotische Exzesse und Orgien stehen auf dem Tagesplan mit allem, was der Unterleib begehrt: käufliche Liebe, männliche und weibliche Bordelle, Sadomasochismus. Man führt Fernbeziehungen, obwohl man weiss: «… die Liebe krepiert an der Geografie.»

Inmitten von Sinn- und Ausweglosigkeit, Lug und Betrug, Verlogenheit und Heuchelei findet sich der Moralist: Jakob Fabian. Ihn begleitet bei seinem Streifzug durch die menschlichen Niederungen Stephan Labude, sein bester Freund. Ebenfalls Moralist. Während Fabian, ein talentierter, aber erfolgloser junger Mann ist, kann der elterliche Wohlstand Labudes alltäglichen Kummer etwas abdämpfen. «Ich kann vieles und will nichts», sagt Fabian. «Wozu soll ich vorwärtskommen? Wofür und wogegen? Nehmen wir wirklich einmal an, ich sei der Träger einer Funktion. Wo ist das System, in dem ich funktionieren kann? Es ist nicht da, und nichts hat Sinn.»

Ohne Halt, Orientierung, Ziel

Trotz allem bleiben sich Fabian und Labude treu: sensibel für das menschliche Elend und anständig, hilfsbereit und herzlich. Doch das Leben schont sie nicht. Labude trennt sich von seiner zukünftigen Gattin, weil sie ihn betrügt. Fabian trennt sich ebenfalls von seiner jungen Liebe, weil sie für ihre Karriere das Bett ihres Vorgesetzten wärmt. Die Rechtfertigung: «Man kommt nur aus dem Dreck heraus, wenn man sich dreckig macht.»

Als ob das Schicksal die beiden Moralisten nicht schon genug getroffen hätte, kommt es noch härter. Während der eine aufgrund eines unglücklichen Missverständnisses Selbstmord begeht, stirbt der andere im Akt der grössten Nächstenliebe. Berlin bleibt davon unberührt. Man trinkt und säuft, feiert und schläft, lügt und betrügt weiter.

«Fabian» könnte genauso gut heute spielen. Die politischen Ränder erstarken, und junge Leute verbreiten apokalyptische Untergangsszenarien. Ohne Halt, ohne Orientierung, ohne Ziel leben die Menschen vor sich hin. Die Corona-Pandemie mit ihren Einschränkungen verschärft diese Gefühle der Ohnmacht, des Kontrollverlustes, der Sinnlosigkeit.

Kästner hätte an seinem Roman fast nichts ändern müssen. Denn wie Viktor Frankl, der Begründer der Existenzanalyse, schon wusste: «Das Leben selbst ist es, das dem Menschen Fragen stellt. Er hat nicht zu fragen, er ist vielmehr der vom Leben her Befragte, der dem Leben zu antworten – das Leben zu verantworten hat.» Während der Moralist eine Antwort sucht, stürzt sich der gemeine Mensch ins Getümmel der Exzesse. Deswegen gilt: Der Moralist hat es zu allen Zeiten schwer.

Die Bibel

Vom Bösen erlösen

Erlöse uns von dem Bösen (Matthäus 6, 13) – Der Wunsch nach Erlösung von Knappheit, Schmerzen und Konflikten war vermutlich über Jahrtausende der tägliche Begleiter vieler Menschen. Das moderne Leben hat die Lage ungemein entschärft. Dennoch behelligt uns weiterhin das, was die Bibel «das Böse» nennt. Luther erklärte in seinem Katechismus kurzerhand, damit sei der Teufel gemeint. Dieser sei es, der all das Gute, das wir von Gott erbitten, verhindern wolle. Dazu gehören äussere Dinge wie das tägliche Brot und geistige Dinge wie das gute Gewissen. Die letzte Bitte des Unservater-Gebets zielt also darauf ab, alles Unglück loszuwerden. Man muss nicht an den leibhaftigen Teufel glauben, um diesem Gedanken etwas abgewinnen zu können. Ein halber Ozean von widrigen Kräften steht dem Gedeihen im Wege. Gigantisch sind auch die Bemühungen, sie zu beseitigen. Aber Vorsicht! Genau an dieser Stelle spielt der Teufel seinen raffiniertesten Streich, indem er mir einflüstert, ich oder wir müssten das Böse aus der Welt schaffen, um die Erlösung zu erreichen.

Gemäss dem Unservater soll Gott das tun. Nicht wir. Aus einem einfachen Grund: weil das Böse auch in mir selbst wohnt. Selbst wenn es gelingt, das allgemein erkannte Böse wegzuräumen – das Virus, das Kohlendioxid, den Trump und so weiter –, sind wir unerlöst. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als auf den wahren Erlöser zu setzen. Solcher Glaube sieht auf den ersten Blick kümmerlich aus. Ich vermute, der Glaube ist ein entfernter Verwandter der Grundlagenforschung. Auch sie steuert kein unmittelbares Ziel an. Aber sie schafft Klarheit und könnte plötzlich nützlich werden. So auch das Harren auf Gott. Es verschafft eine klarere Sicht in das menschliche Wesen und auf sein Verhältnis zur Welt und zu Gott. Auch das könnte unerwartet nützlich werden.

Peter Ruch

Illustration: Lev Kaplan

Kunst

Nektar der Existenz

Ein Streifzug durch die Bilder romantischer Landschaften und weltlicher Realitäten.

Michael Bahnerth

Gipfel des Majestätischen und Mystischen:

Im Herzen wild: Die Romantik in der Schweiz. Kunsthaus Zürich. Bis 14. Februar 2021

Der Ton, der am ehesten die Fähigkeit des Schweizers zur Romantik widerhallen lässt, kommt aus dem Alphorn. Das Land und seine Sehnsucht nach dem Schönen, nach dem Göttlichen vielleicht auch, findet sich in diesen einfachen Klängen, die sogar schwer klingen, wenn sie hell sind, und deren Kraft in den Tälern zerfliesst und an den Wänden der Berge zerbricht oder zurückgeworfen wird und dann hinabrieselt in ein Tal. Es ist ein in seiner Einfachheit erhabener, ein einsamer Klang, viel mehr erfüllt von Schwermut denn von Freude. Es ist auch ein Klang voller Ehrfurcht, einer, der versucht, den Bergen zu schmeicheln, ein Klang, der wie eine Opfergabe an das Gebirge schwingt.

Die simple Symphonie des Alphorns ist wie ein demutsvoller Aufschrei des Eidgenossen, in dem das Erkennen der eigenen Winzigkeit und Vergänglichkeit gegenüber der monumentalen Unsterblichkeit der Schönheit der Natur die Tonalität ist.

Zärtliche Geborgenheit

Als die Romantik sich vor zweihundert Jahren in die Welt schlich und gegen die zunehmende wissenschaftliche Inbesitznahme der Dinge ankämpfte und versuchte, den Dingen der Welt ihre Träume zurückzugeben, gingen Maler in die Alpen, suchten die Gipfel des Majestätischen und Mystischen und malten Wasser, Wolken, Felswände, Eis und vor allem Licht. Ein anmutiges, farbenfrohes und unbeflecktes Licht, das die vom Menschen empfundene zärtliche Geborgenheit – und die ihn heimsuchende romantische Verklärung – in dieser schöpfungsbelassenen Landschaft erhellen und das Dunkel der darin lauernden Abgründe und seiner eigenen Losgelöstheit vom Natürlichen verdrängen sollte.

In den Alpen gelang dem Menschen ansatzweise, was ihm im Tal verwehrt schien: eine mögliche Rückkehr zumindest zu den Rändern eines Paradieses, das ihn für Momente wieder eins sein liess mit sich selber, mit seiner Natur.

Das Kunsthaus Zürich widmet sich dieser Epoche einer kleinen Glückseligkeit mit einer Vielzahl von Exponaten, die so faszinierend sind wie eine Gebirgskette im Sonnenschein und im Nebel. Unter den Romantikern finden wir ein paar bekannte Gipfel der Schweizer Malerei, vergessene und jene auch, die stets ein wenig im Schatten lagen. Angereichert und erweitert durch Maler aus dem Ausland, die Erleuchtung und Erweckung in der Bergwelt suchten. Der Unterschied zwischen diesen und den Schweizern ist, dass, wer nicht im Schatten der Berge gross geworden ist, weniger dazu neigt, sie über die Massen zu romantisieren.

Mond, Einsamkeit, Schweigen

Man läuft durch die Räume, zuerst durch die Nachtseiten der Romantik mit den blaugefärbten Wänden; viel Mond, viel Einsamkeit, viel Schweigen und stets irgendwo ein rettendes Licht. Man trifft auf Helden, auf Verzweifelte, auf Elysium und Abyssus. Danach werden die Wände gelb, und genau dort, an dieser Schnittstelle, kann man selbst etwas über die kraftvolle Mechanik der Romantik erfahren.

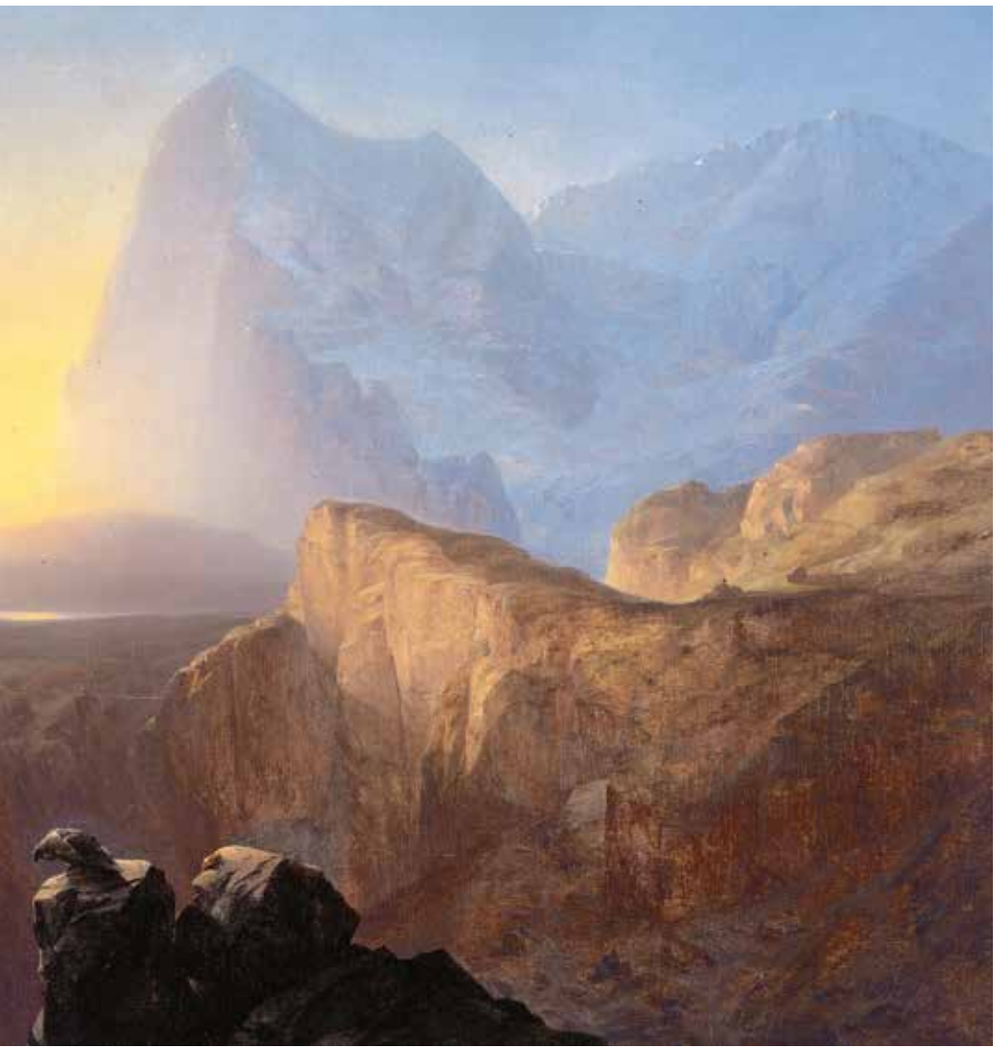
Man kommt an diese Schnittstelle, all das Licht, das Eis, all die Himmel, all die Sehnsucht der Bilder sind zum grossen Werk im eigenen Kopf verschmolzen. Man müsste jetzt ein paar Schritte nach rechts gehen, in jenen Teil der Ausstellung, der zeigt, wo Schweizer Maler jenseits der Alpen hofften, auf romantische Welten zu treffen. Man sollte dann ein paar Schritte nach links gehen, ein Fenster ist dort, das den Blick freigibt auf die urbane Landschaft des Heimplatzes, diese Antithese der Romantik, und die einzigen Farben an diesem Tag sind das Gelb der Zebrastreifen und das Blau-Weiss der Trams. Dieses Fenster ist wie eine Tür zum Wesen Romantik und zur Ausstellung.

Das ist das Problem mit der nationalen Romantik: Sie findet vorwiegend in den ihr zugewiesenen Biotopen wie eben den Bergen und an ein paar Seen statt. Immer scheitert sie an helvetischer Nüchternheit, diesem ewigen Widersacher, diesem Zensor des Romantischen, Träumerischen und Sehnsüchtigen. Und so sucht sie sich die kleinen Nischen in unseren Köpfen und gerät prompt ins nächste Dilemma, trifft auf unsere eigene Nüchternheit, unsere eigene Angst vor dem Grossen, dem Mutigen, dem Unwägbaren, all den Dingen, für die es keine Absicherung gibt. Das ist der Preis, den wir alle hier bezahlen, um in einem Land zu leben, das ausserhalb seiner Grenzen für ein ziemliches Paradies gehalten wird.

Natürlich ist, unter dem vernünftigen Gesichtspunkt, Romantik rausgeschmissenes Geld.

Das mag vermutlich der Grund sein, dass vor zweihundert Jahren eine ganze Generation von Schweizer Malern das Land verliess. Zuflucht suchte dort, wo Grosses und vielleicht auch Grossartiges keine beinahe unerreichbare

Bild: Presse Kunsthaus (Kunsthaus Zürich); (c) Bundesamt für Kultur / Gottfried Keller-Stiftung



«Der grosse Eiger», Alexandre Calame, 1844.

Eins mit der Natur: «Wettertannen», Arnold Böcklin, 1849.

Möglichkeit sind, sondern eine Wahrscheinlichkeit. Sie gingen nach Paris, nach Berlin und nach Italien, nach England gar, um Fluchtorte zu finden, an denen sie zumindest das Gefühl haben konnten, dass Schönheit eine Königin und Vernunft nur ein Bettler ist.

Dort in der Ferne schmolzen die helvetischen Seelengletscher, weichte das Eis auf, das sich über das Empfinden gelegt hatte.

Sie gingen in die Alpen und malten Wasser, Wolken, Felswände, Eis und vor allem Licht.

Dort in der Ferne fanden sie jene Zärtlichkeit der Dinge, die in der Schweiz gelegentlich so selten scheint wie ein Edelweiss. Wie gross muss ihre Erleichterung gewesen sein, als die Alpen vom Schreckens- zum Sehnsuchtsort wurden, dessen Strahlkraft sie von innen erhellte und erwärmte. Der ihnen Himmel gab und Wolken, Ferne und Horizonte. Sie malten sich, durchaus verklärt und da und dort auch ein klein wenig verstört, hin zu der Erkenntnis, dass der Mensch drei Dinge braucht, um so leicht wie möglich durch die Schwere des Daseins zu schreiten: Gesundheit, Glück und die Fähigkeit zur Romantik. Vernunft hält die Dinge zusammen, auf der Erde sozusagen, während Romantik sie in himmlische Sphären trägt, zur Sonne hin, in den Keller des Göttlichen zumindest.

Speise der Götter

Vielleicht hat die Romantik deshalb in unserem Land keine Hochkonjunktur, weil die Vernunft und mit ihr die Sehnsucht nach Sicherheit übermächtig erscheinen und Unvernünftiges nicht systemrelevant ist und noch mehr Kosten verursacht als die Vernunft, was natürlich unter dem Strich sich als Trugschluss erweist. Natürlich ist, unter dem vernünftigen Gesichtspunkt, Romantik rausgeschmissenes Geld, schon allein deshalb, weil sie unbezahlbar ist. Aber weil sie mit keinem Geld der Welt zu kaufen ist, wie – so ist der Romantiker überzeugt – alle wesentlichen Dinge zwischen Himmel und Erde, ist sie der Nektar der Existenz. Und nur sie ist in der Lage, den Menschen mit ihren Flügeln hin und wieder aus seiner andauernden Gravitation zu befreien.

Nachdem man sich all die Bildnisse der Romantik in der Schweiz angesehen hat, sie gegessen hat fast wie Ambrosia, die Speise, die Götter unsterblich machen soll, tritt man hinaus in die Welt, der Blick zerbricht an den Wänden von Gebäuden, Menschen hasten von irgendwo nach irgendwo, es ist eine Welt fast höllischer Betriebsamkeit. Im Unsichtbaren hupt ein Auto, mehrmals, und man denkt, wie schön ein Alphorn klingen kann.

Bild: Presse Kunsthaus (Kunsthaus Zürich); (c) Kunstmuseum Basel / Vermächtnis Clara Böcklin, 1923

Verlustängste: dänisches Drama «A Perfectly Normal Family».

Film

Raus aus der Norm

Wolfram Knorr

A Perfectly Normal Family (Dänemark 2020) Regie: Malou Reymann. Mit Kaya Toft Loholt, Mikkel Boe Følsgaard, Rigmor Ranthe.

Dem österreichischen Komödienschreiber und Satiriker Johann Nestroy entfuhr mal der Stossseufzer, Frauen hätten es doch gut: Sie rauchen nicht, trinken nicht und sind sie selbst. Thomas, verheiratet, zwei Töchter, gutbürgerlich situiert, fühlt sich, jenseits des Nestroy-Scherzes, seit langem im falschen Körper, zum weiblichen Geschlecht hingezogen. Sich offen dazu zu bekennen, braucht Mut, den er, von seinen Töchtern Caroline, vierzehn, und Emma, elf, heiss und innig geliebt, lange nicht aufbrachte, bis er es nicht mehr aushielt. Er spricht mit seiner Frau Helle darüber – und setzt die Harmonie der Familie einer Zerreissprobe aus.

Fundamentaler Familienriss

Er könne nicht anders, fühle sich in seinem Körper nicht mehr wohl, wolle sich umoperieren lassen. Helle (Neel Rønholf) ist entsetzt, verlangt die sofortige Scheidung, und die Töchter werden durch den fundamentalen Familienriss aus der Bahn geworfen – vor allem Emma. «A Perfectly Normal Family», der dänische Spielfilmerstling von Malou Reymann (Buch und Regie), ist unter den sich häufenden Transgender-Filmen wie «The Danish Girl» (2015), «Erik & Erika» (2018), «Girl» (2018) der «familientauglichste», charmanteste, aber auch psychologischste. Wie eine hochsensible Chirurgin legt Malou Reymann das Messer am gesellschaftlichen Normverhalten an. Nicht die Identitätsprobleme des Betroffenen stehen im Zentrum, sondern die Reaktion des Umfelds auf eine derart einschneidende Veränderung,

Nicht die Identitätsprobleme des Betroffenen stehen im Zentrum, sondern die Reaktion des Umfelds.

und so werden, wie unter einem Brennglas, die Auflösung alter Gewohnheiten und der quälende Aufbruch in eine neue Beziehung aus der Perspektive der elfjährigen Emma erzählt. Was Kaya Toft Loholt in der Rolle des Mädchens zu leisten vermag, ist schier unfassbar; als habe sie eigene Erfahrungen damit. Stummes Entsetzen, trotzige Ablehnung, Verlustängste, Scham, Wut wirbeln ihre Gefühle und Empfindungen wie in einem durchdrehenden Waschgang. Mal will sie nicht glauben, was der Vater macht, mal fühlt sie sich abgestossen, mal klammert sie sich fest, häufig bleibt sie sprachlos. Von dem Moment an, wo Thomas (Mikkel Boe Følsgaard) Röcke trägt und sich Agnete nennt, wachsen Emmas Ängste und ihre Orientierungslosigkeit. Ihre ältere Schwester, die mehr Verständnis zeigt als sie, ist ihr auch kein Halt. Wenn Agnete Emma die Fussballschuhe auf den Sportplatz bringt, schämt sich das Mädchen in Grund und Boden, gerade weil alle höflich fröstelnd reagieren. Man ahnt, wie sie hinterher tuscheln werden.

«Du bist noch unser Vater?»

Ein dramaturgischer Kniff ist der Einsatz von Urlaubsvideos, mit denen «A Perfectly Normal Family» beginnt, die ohne grosse Einführung die Harmonie, das Glück, das die Familie kittet, sofort anschaulich machen. Vor diesem Hintergrund erhält der Schock, der Emma aus ihrer emotionalen Sicherheit wirft, als ihr Vater zur Frau wird, eine besondere Wucht. «Du bist noch unser Vater?», fragt sie einmal, als würde er/sie in Frauenkleidern ihr auf Nimmerwiedersehen entschwinden. Dass Emma, im Gegensatz zur Schwester Caroline (Rigmor Ranthe), in einer Fussballmannschaft spielt, gehört zu den ironischen Feinheiten über Abweichungen von Normverhalten. Als Agnete mit den Töchtern in Spanien Urlaub macht, starrt Emma am Strand ihn/sie an, die oben

Bild: XENIX FILM

ohne ins Wasser steigt: Ist das noch der Vater?

«A Perfectly Normal Family» ist stark autobiografisch geprägt. Mit dem eigenen Vater machte Malou Reymann ein ähnliches Drama durch, aber als Therapie will sie ihren Film auf keinen Fall verstanden wissen. Dafür hält sie eine zu ironische Distanz zu ihrem Sujet; ohnehin ein Balanceakt, der Abstand braucht, um Stil und Geschmack zu wahren. Das Peinliche und Lächerliche sind viel zu nah. Und Reymann rutscht nie ab, wird auch nie gefühlsduselig; was nicht zuletzt natürlich der glänzenden Besetzung zu verdanken ist, einem Spiel der Beiläufigkeit, fast dokumentarisch, das den dänischen Film schon lange prägt.

Neben Kaya Toft Loholt besticht Mikkel Boe Følsgaard als Thomas/Agnete. «Ich habe nie wirklich einen Trans-Schauspieler in Betracht gezogen», so Reymann in einem Interview, «und zwar hauptsächlich aus dem Grund, dass wir die Figur sowohl als Mann als auch als Frau zeigen wollten. Es war wichtig, jemanden zu finden, der über einen solchen Körper verfügt, sich mit seinem männlichen Körper auf die Suche nach seiner eigenen Weiblichkeit macht.»

Wie sich die Kinder aus heteronormativen Vorstellungen lösen, wie Emma als handfeste Kickerin selbst nicht voll der Mädchennorm entspricht und über die emotionale Bindung zum Papa das Neue, andere zu akzeptieren lernt, ist ein emotionales Ereignis. In Filmkomödien wie «Charleys Tante», der Klamotte aus den 1950er Jahren, dient das Spiel mit der Travestie dazu, dass am Ende wieder alles ins Lot kommt. Hier dagegen gleitet das Komische in den Ernst. Wie viel Abweichung erlaubt ein bürgerliches Leben? Wie stabil ist eine Familie, wie stark ist sie belastbar, wenn sie auf einmal, wie Reymann sagt, «zum Stadtgespräch wird, weil sie ein ungeschriebenes Gesetz gebrochen hat»?

Pop

Taylor am Teich

Dominique Feusi

Taylor Swift featuring Bon Iver: Exile. Folklore – The Long Pond Studio Sessions. Disney+

Keine verarbeitet Schlussmachen schöner zu Schotter: Taylor Swift, Königin der Trennungssongs, hat es wieder getan. Die 31-Jährige, mit einem Selfmade-Vermögen von 365 Millionen Dollar im Klub der «best-selling music artists of all time», weiss, wie nach Beziehungsende die Kassen klingeln, und legt mit Justin Vernon von Bon Iver die schönste *breakup*-Ballade des Jahres hin. «Exile», eine Art innerer Dialog zwischen zwei entfremdeten Liebenden, der Swifts honigsüssen Gesang und Vernons schmerzerfüllten Bariton zu einem melancholischen Indie-Folk-Duett kombiniert, wurde nun als «Best Pop Duo/Group Performance» Grammy-nominiert. Der Ex? Gleich mehrere grämen sich. Da gab's den Scheidungskrieg mit ihrem Ex-Plattenlabel Big Machine Records, von dem sich Swift kürzlich die Rechte an der eigenen Musik zurückerkämpfte, sowie den Bruch mit dem Streaming-Riesen Netflix.

Eine junge Frau erklärt Männern die Welt: Popstar Swift.

Protz war gestern

Und schon sind wir mittendrin in den sogenannten Streaming-Wars, denn noch im Januar 2020 gab Taylor Swift in ihrer Dokumentation die «Miss Americana» für Netflix, seit dem 25. November 2020 geht sie nun mit dem filmischen Aufguss ihres Rekord-Albums «Folklore» beim Konkurrenten Disney+ fremd.

So verkauft man heute Musik. Es verdient nur ordentlich, wer die Streaming-Dienste auch visuell zu bedienen versteht. Begründet hat das Genre «visuelles Album» Selfmade-Königin Beyoncé, selbst 420 Millionen schwer. Für «Lemonade» produzierte die Sängerin 2016 einen einstündigen HBO-Film, und auch bei Disney+ mischt sie mit dem visuellen Album «Black Is King», einem Begleitstück zu «The Lion King», seit Juli dieses Jahres kräftig mit.

Der Schachzug mit Swift ist ein genialer Streich von Disney+, da die zehnfache Grammy-Gewinnerin über eine enorme, absolut loyale Anhängerschaft, die sogenannten Swifties, verfügt und dem Online-Videodienst ergo neue Abonnenten generiert. Zudem wurden durch Covid-19 viele Produktionen unterbrochen, verschoben oder gar eingestellt, man braucht also dringend frischen Content.

Es war, wie das Album selbst, ein Überraschungscoup. «Not a lot going on at the moment», postete die Liebhaberin kryptischer Andeutungen wie bereits im April, als Swift in Selbstisolation virtuell mit Jack Antonoff und Aaron Dessner ihr achtes Studioalbum fertigstellte. «Folklore», das «Produkt der Isolation», erschien nur einen Tag nach der völlig überraschenden Ankündigung am 24. Juli 2020, wurde in den ersten 24 Stunden über 1,3 Millionen Mal verkauft, bricht seither sämtliche Rekorde und ist für fünf Grammys nominiert.

In «Folklore – The Long Pond Studio Sessions», dem Überraschungs-Disney-Film zum Bestseller-Album, geht es hingegen genügsam zu und her. Protz war gestern. Kein grosses Musikvideo-Geschütz, sondern kleine Holzhütte am Teich. Dazu erklärt Taylor sehr viel, und es ist wunderbar anzusehen: Eine junge Frau erklärt Männern die Welt. Antonoff und Dessner hören zu, dann wird wieder musiziert, ein Roboter filmt. Pandemie? Disney setzt auf neuste Roboterkameratechnologie.

Der Höhepunkt der Dokumentation ist das Trennungs-Duett «Exile» mit Justin Vernon, der zugeschaltet im Home-Studio durchs Gesichtstuch singt. Für alle, die sich über fünf Minuten Maskentragen im Laden beklagen: einer wie Vernon holt sich selbst mit Stoff vor dem Mund eine Grammy-Nomination, «I think I've seen this film before / And I didn't like the ending». Dieser Film endet jedoch toll: Taylor Swift als Disney-Prinzessin. Happy End. Falls sie sich nicht gleich wieder trennt.

Bild: Beth Garrabrant

Tagebuch ohne Worte: Zeichnungen der Künstlerin M. Dréa.

Kunst

Botschaften aus dem Lockdown

Angelika Maass

M. Dréa: Cahier. Nimbus. Japanische Broschur, 120 S., 56 Zeichnungen, Fr. 34.–

Bei diesen Bildern kommt man rasch vom Hundertsten ins Tausendste, bewegt sich in Traum- und Gedankenfluchten, rätselt darüber, wohin einen die Fantasie treibt, welche Abgründe sich auftun, wenn plötzlich vieles anders ist, ob Leichtsinn gegen Schwermut ankommt und Hoffnung nicht doch viel angebrachter ist als Resignation.

Eines aber ist sicher: Das Buch, das zu solchen Überlegungen anregt, ist voller Anteilnahme, verschmitzter Heiterkeit und zärtlicher Ironie. «Cahier» von Marie Dréa (geb. 1958 in Aichelberg, Deutschland) ist ein Künstlerbuch, dessen Charme man sich nicht leicht entziehen kann. Für mich ist es auch die Begegnung mit dem Werk einer Künstlerin, das mir rasch ans Herz gewachsen ist. Einer Künstlerin, deren vielseitiges tänzerisches Zeichenwerk von Höhlenmalereien und japanisch-chinesischer Schriftkunst genährt ist.

Abgründiges Feld der Pandemie

«Cahier. Rue Stein – 17. März 2020 bis 11. Mai 2020» lautet der vollständige Titel des Buches, das ganz ohne Worte auskommt. Die Zeit des ersten Lockdown also, die im Elsass strenger war als hierzulande: Dréa hat sie zu Hause an der Rue Stein im hübschen Dorf Mittelbergheim verbracht. Ihre Zeichnungen mit dem Grafitstift waren zunächst Zeichen aus der Isolation, die sie an ihre Freunde verschickte. Blatt um Blatt, Tag für Tag – am Ende waren es 56. Der Verleger Bernhard Echte hat daraus ein wunderschönes Buch gemacht.

Die Japanbindung gibt dem «Cahier» etwas Leichtes; Zwischenraum als Leerraum für vieles. Nur zwei Farben: Mattschwarz und warmes, ins Hellbeige spielendes Weiss. Links die schwarz flankierte helle Seite, rechts die schwarze mit dem hellen Zeichenblatt und seinen ein, zwei oder drei Bildbereichen, jeder von einer Linie als Viereck gefasst. Nicht zu vergessen auf der linken Seite die grauen Striche, mit denen die Tage dieser speziellen Quarantäne in Strichlistenmanier abgerechnet werden.

Von Tag 1 bis Tag 56 wird erzählt, was ist: mit Bildern, die die Situation beschreiben, die eigene Befindlichkeit, die Gefühle; mit beispielhaften und metaphorischen Bildern. Alles in realistischem Zeichenstil, manchmal naiv anmutend, dann wieder raffiniert, immer eingängig und subtil. Manches ist mühelos zu verstehen: das Fassadenbild mit den hellen Silhouetten von Menschen und Tieren, eingespannt in die Fensteröffnungen; die drei Körper, die anstelle des Kopfes je einen Turm aus sieben WC-Papier-Rollen tragen, daneben eine Auslegeordnung von sieben Kondomen; die Katze, die ihren Kopf über den Fenstersims reckt, daneben das Menschlein, ganz klein unterm Tisch, auf dem ein leeres Blatt liegt; König Amazon, der grosse Warenversender; zwei Laptops, miteinander im Videochat; das Radio mit den allgegenwärtigen Corona-Nachrichten.

Ihre Zeichnungen waren zunächst Zeichen aus der Isolation, die sie an Freunde verschickte. Tag für Tag.

Immer wieder erzählen Dréas Bilder von Optionen, Alternativen. So mögen sich, wie die Zeichnung mit Betstuhl links und Frau im Kopfstand rechts es zeigt, die einen mit Religion, die andern mit Yoga behelfen. Ein anderes Bild zeigt links den Blick in die Weite der heimischen Landschaft, in die man wohl gern hinausmöchte, rechts einen kleinen nackten Menschen auf einem missmutig blickenden Schwein: Auf und davon und mal wieder die Sau rauslassen?

Vieles bleibt offen in diesen listigen Zeichnungen, aber jede beruht auf einer konkreten Erfahrung, die man beim Betrachten des Buchs benennen oder nachempfinden kann. Das ist natürlich eine Illusion – umso mehr setzen sich die eigene Fantasie und das Assoziationsvermögen in Bewegung. An mindestens drei Stellen gibt die Künstlerin Hinweise, wie weit und abgründig das Feld ist, das sich in der herrschenden Pandemie auftut: mit Zeichnungen, die sich direkt an Goyas berühmtes Blatt vom Schlaf der Vernunft, der Ungeheuer gebiert, anlehnen sowie an Dürers Meisterstich «Melencolia». Dass auch Hieronymus Boschs «Narrenschiff» auftaucht, passt ins Bild.

Bilder: zVg

Chanson

Musikalisches Cassoulet

Anton Beck

Ben Mazué: Paradis. Columbia (Sony)

Wahrscheinlich fällt es leichter, ein glückliches Leben zu leben, wenn man frankofon ist. Das Erlebte bleibt intensiver in Erinnerung, der monotone Alltag ist erträglicher, die Trauer trauriger und die Lust lustiger. Zum vierten Mal in Folge beweist das der in Nizza geborene Sänger Ben Mazué auf seinem neuen Album «Paradis». Wer reinhört, sieht ihn, mit dunkelblonden Haaren, die in die Augen fallen, entspannt an irgendeiner Pariser Promenade sitzen – «gaffe aux autres», wie es in einem Lied heisst. Fast schon flüsternd, völlig in sich versunken, singt er dabei von der «temps qu'il reste à nous aimer».

«Paradis» ist ein stilles Album, die vierzehn Songs sind geprägt durch ein Piano oder eine akustische Gitarre. Dazu der flüsternde Mazué. Lediglich im letzten Lied, «Pas très original», geht er zu seinen Wurzeln zurück und spricht so schnell, dass man es als «rappen» bezeichnen könnte, würde nicht jede Aggression fehlen.

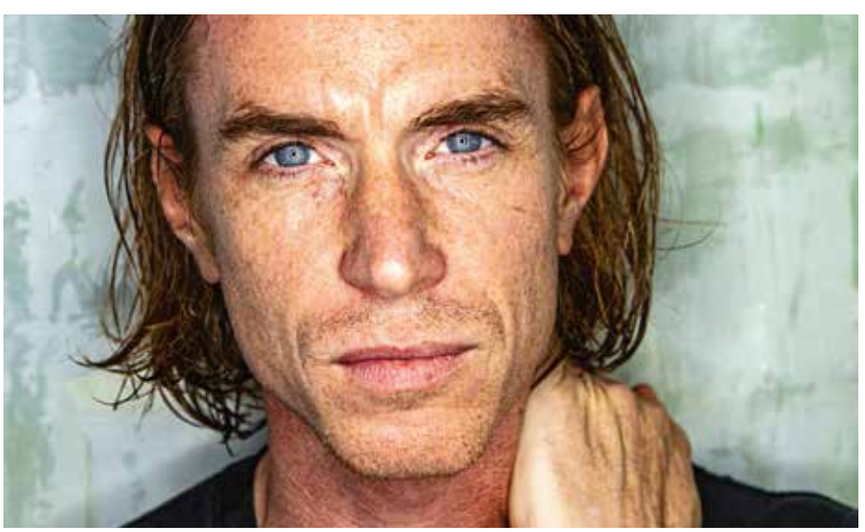
Versonnen und melancholisch

Denn mit seinem ersten Album (2011) machte Mazué sich vor allem als einer bekannt, dem es gelang, Popmelodien mit Rap zu verbinden. Auch in «33 ans» (2014), einem Album, das die Lebensabschnitte verschiedener Altersgruppen verfolgt, schaffte er es, die Idee des französischen Chansons, so wie es vor Jahrzehnten klang, modern wirken zu lassen. Das dritte Album, «La Femme idéale» (2017), war schliesslich der Türöffner zu «Paradis»: leise, etwas versonnen und melancholisch. Als würde jedes Jahr, das vergeht, Mazué etwas stiller sprechen lassen, ihn etwas ruhiger agieren lassen, als hätte er nicht mehr so viel Lust sich hochzurappeln und sich der Aussenwelt auszusetzen.

Mazué, der vor seiner Musikkarriere ein Medizinstudium begonnen hatte, kümmert sich ohnehin kaum darum, was gerade angesagt ist. Gerade mit «33 ans» bewies er das, als er Kurzfilm und Musik mischte, eine Reihe von Liedern und Filmchen erstellte, angereichert mit seinem erzählerischen Dichten, das nicht mehr viel mit Singen zu tun hat. «33 ans» glich eher einem Bildungsroman, radiotaugliche Popsongs gab es darauf nicht. Den Franzosen scheint so etwas aber dennoch zu gefallen, Mazués Konzerte, die ihn durch das ganze Land führen, sind immer schnell ausverkauft. Oft gibt es Zusatzvorstellungen. Im restlichen Europa ist Mazué noch weniger bekannt, doch das ist nicht ungewöhnlich bei einem Chansonnier. Mazué scheint gar kein Interesse an einer grösseren Zielgruppe zu haben, er singt nahezu nie auf Englisch und lässt sich auch melodisch nur wenig von Trends beeindrucken. Autotune oder platte Trap-Beats kommen ihm nicht aufs Album.

Fast schon flüsternd, völlig in sich versunken, singt er dabei von der «temps qu'il reste à nous aimer».

Ben Mazué geht seinen eigenen Weg, er will sich nicht in Genres einordnen lassen, knüpft viel eher an verschiedenste Musikrichtungen an, jedoch nie so explizit, dass sich sagen liesse: «Mazué klingt wie Soundso.» Nein, Mazué klingt wie Mazué, wie eine Mischung von allem, eine Art musikalisches Cassoulet – und doch wie nichts, was man bisher gehört hat. Und das Ganze dann auch noch auf Französisch. So was kann ja nur gut sein.



Fehlen jeglicher Aggression: Musiker Mazué.

Jazz

Monk and more

Peter Rüedi

Monk'estra Plays John Beasley
Mack Avenue 1172

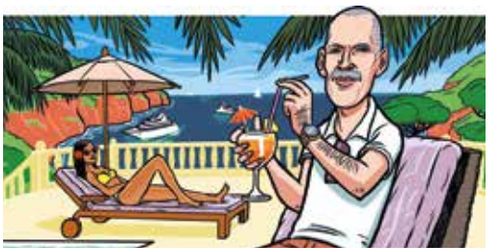
Von den Pionieren des Bebop, den in den vierziger Jahren die jungen Wilden um den Altsaxofonisten Charlie Parker erfunden hatten, ist der Pianist Thelonious Monk, verstorben 1982, heute am lebendigsten. Zu seinen Lebzeiten oft verlacht als skurriler Spinner, entdeckt nun eine Generation von Nachgeborenen den Komponisten von gut siebzig ganz eigenständigen, dichten, gleichzeitig lapidaren und komplexen Meisterwerken als eine Art Klassiker gegen den Begriff, will sagen: als einen, dessen Musik zum Weiterdenken herausfordert, sich jeder voreiligen Vereinnahmung aber widersetzt. Sie kommt nach wie vor ohne Renovation oder Übersetzung, ohne jedes modische *updating* aus, wie uns ein kürzlich entdeckter Live-Mitschnitt beweist (*Weltwoche* Nr. 40/20).

Ein solches hatte denn auch der Pianist und Arrangeur John Beasley nicht im Sinn, als er 2016 mit kalifornischen Musikern das Monk'estra gründete, ein Monks Werk verpflichtetes (relatives) Grossorchester. Mit diesem und einer Handvoll Gäste spielte er für das Label Mack Avenue 2016 und 2017 zwei hochexplosive, weitgespannte CDs ein, «Monk'estra Vol. 1» und «Vol. 2», die 22 Erfindungen des «Prophet» (so sein Übername zu Lebzeiten) weder museal restaurierten noch modisch aufmotzten, sondern mit einigem Aufwand an Intelligenz und Einfühlungsvermögen weiterdachten.

Jetzt ist die dritte Scheibe der Formation erschienen. Nicht «Vol. 3», wiewohl sie mit vier Monk-Originalen ihren Gründungszweck weiter verfolgt. Sie heisst «Monk'estra Plays John Beasley» – Letzterer schrieb sieben der vierzehn Titel, zum Teil für das grosse, zum Teil für ein Combo-Format (Septett, Oktett; auch eine Trio-Nummer von Beasley mit seinen alten Partnern, dem Bassisten John Patitucci und dem Drummer Vinnie Colaiuta, findet sich darauf). Zwei seiner Feuerwerke entzündet er an Stücken von Parker / Miles Davis (dem Bop-Knaller «Donna Lee») und Ellington (der Hymne «Come Sunday»), zwei sind seine Hommagen an Sam Rivers und Hugh Masekela.

Alles in allem: höchstes Raffinement der *mise en place*, ein untrüglicher Sinn für Raum, gepaart mit Drive, Power, mitreissenden Kontrasten oder subtiler Klangmalerei. Einmal abgesehen von den knackigen Pianosoli, die sich John Beasley neben Gästen wie Joey DeFrancesco, Hubert Laws oder Ralph Moore selbst einräumt.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvHs Gambit

Mark van Huisseling

Zurzeit liest und hört Ihr Kolumnist viel über Schach als neue Trendsportart respektive aktuellen Trend allgemein. Seit Ende Oktober verzeichnete etwa die Spiel- und Trainings-Website Chess.com rund 2,5 Millionen neue Mitglieder; die täglichen Neuregistrierungen seien um 400 Prozent gestiegen (Quelle: Chess.com). «Schach kann sexy sein», schreibt eine Autorin auf Noizz.de, dem Webportal für urbanen Lifestyle (Eigenreklame) von *Bild*. Und im *Magazin* der *NZZ am Sonntag* berichtete eine Kollegin über ihren «Abstieg in den Wahnsinn» (nachdem sie eine Woche lang versucht hatte, Schach zu spielen respektive zu lernen).

Grund für das plötzliche Interesse eines breiten Publikums an Schach: eine Netflix-Show, natürlich, mit Namen «The Queen's Gambit»; bei Redaktionsschluss lag die Miniserie auf Platz vier der meistabgerufenen TV-Angebote der Deutschschweiz. Persönlich neige ich zu Zweifeln, ob die Beschreibung «sexy» für das Schachspiel nachhaltig sein wird. Aber egal, die augenblickliche Beachtung dient als Aufhänger für folgende persönliche Geschichte.

1976 oder so trat ich der Schülergruppe des Schachklubs Bümpliz bei; Trainings und Matches, die mittwochnachmittags und dienstagabends stattfanden, waren in meiner Erinnerung reine Jungs- oder, wie das damals hiess, «Knaben»-Angelegenheiten, Mädchen, vor allem eines wie das tablettensüchtige Schach- und Mathematikgenie Elizabeth Harmon aus der Netflix-Serie, fehlten leider. Falls das Spiel, Pardon: der Sport, seinerzeit schon sexy war, hatte das niemand den Besuchern der Schülerdisco in der Berner Vorstadt mitgeteilt, die ebenfalls dienstagabends im Gäbelhus abgehalten wurde – einige der älteren Besucher lauerten den «Streber-Tubeln» vom Schachklub in den Gängen des Quartiertreffs auf, um sie zu drangsalieren.

My finest hour war wohl die Teilnahme an einem Turnier in Biel, wo wir als Mannschaft antraten. Ich vermute rückblickend, unser Juniorenleiter hatte erkannt, dass wir keine Chance hatten – also ergriff er sie, wie man in der Sportberichterstattung sagt. Weshalb er mit der Regel brach, den stärksten Spieler am Brett Nummer 1 zu platzieren. Stattdessen drehte er die Aufstellung um: Unser schwächster Spieler traf so auf den stärksten Gegner, unser stärkster auf den schwächsten. Die Überlegung war, dadurch vielleicht nicht punktlos in den angemieteten Bus nach Hause steigen zu müssen. Der Schwächste der SK-Bümpliz-Junioren, nebenbei erwähnt, war – *yours truly*.

So sass ich, zwölfjährig, einem Erwachsenen gegenüber. Was dazu führte, dass sich zahlreiche Zuschauer bei Brett Nummer 1 aufstellten. Um mitzuverfolgen, wie ein unbekanntes Wunderkind einen starken und dreimal so alten Spieler schlagen würde vielleicht. Ich zog munter die Figuren, drückte danach jeweils lässig auf meinen Knopf der Uhr, ab und zu machten Leute im Publikum Notizen, einige blickten erstaunt drein oder flüsterten ihrem Nebenmann was zu.

Nach zirka dreissig Zügen hatte ich verloren. Worauf einer in einem dunkelblauen Blazer mit dem Abzeichen eines mir unbekannten Klubs am Revers kam und sagte, ich hätte im ersten Drittel interessant gespielt, dann aber abgegeben. Ich denke bis heute, mein Spiel war so *way out,* dass er mehr darin zu erkennen geglaubt, als ich tatsächlich gezeigt hatte, aber wer weiss …

Persönlich neige ich zu Zweifeln, ob die Beschreibung «sexy» für das Schachspiel nachhaltig sein wird.

Fast 25 Jahre später war die Schachweltmeisterschaft in London; der damals 25-jährige Wladimir Kramnik forderte Garri «Monster» Kasparow, Weltmeister seit fünfzehn Jahren, heraus. «Kasparow mag angeschlagen sein, doch am Boden ist er nicht», berichtete ein Korrespondent mit Namen Mark van Huisseling in der *Weltwoche* nach der vierten Partie, ein angenommenes Damengambit übrigens. «Er reisst das Spiel erneut herum, ringt Kramnik nach 165 Zügen das dritte Remis ab. Das Publikum zeigt, dass es noch am Leben ist: Es klatscht. Spieldauer sechs Stunden und fünfzehn Minuten, Ergebnis 0:0. Applaus. Wie erklärt man das zu Hause?»

Für die, die's interessiert: Nach 27 Tagen hatte Kramnik mit 8,5 zu 6,5 Punkten seinen ehemaligen Lehrer besiegt und wurde Weltmeister, Kasparow konnte keine einzige Partie gewinnen. Und dann noch das: Von «Damengambit» spricht man, wenn der weisse c-Bauer gegen den etwas wertvolleren schwarzen d-Bauern abgetauscht wird. Es ist also kein echtes Gambit oder Bauernopfer.

UNTEN DURCH

Hirnschwund

Linus Reichlin

Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht. Die schlechte ist, dass das Gehirngewicht des Menschen in den vergangenen 10 000 Jahren um 10 Prozent abgenommen hat. Die gute Nachricht ist, dass das nur für Männer gilt. Das Gehirnvolumen von Frauen ist sogar um 17 Prozent zurückgegangen. Die Frage ist nun, ob bei einem siebzehnprozentigen Schwund pro 10 000 Jahre das Gehirn von Frauen in 60 000 Jahren völlig verschwunden sein wird, zu einem Zeitpunkt, in dem die Männer immerhin noch 40 Prozent ihres ursprünglichen Gehirngewichts besitzen werden. Wie muss man sich eine Partnerschaft unter solchen Bedingungen vorstellen? Denkbar ist, dass die Männer in ferner Zukunft bei ihrer Liebsten gar keine Veränderung feststellen, da bei Frauen die emotionale Aktivität gegenüber der neuronalen seit je massiv überwiegt. Die ihres Gehirns komplett beraubte Frau wird also am Frühstückstisch reflexartig einige zärtliche Worte zu ihrem Mann sagen, wenn auch vermutlich mit etwas mechanisch klingender Stimme, zum Beispiel: «Ich. Mag. Es. Wie. Du. Den. Kaffee. Um-

Illustrationen: Jonathan Nèmeth

«Nur wer ehrlich ist,
kann Glaubwürdigkeit vermitteln.»
Beatrice Tschanz, Seite 71

rührst. Liebling.» Selbst wenn sie diesen Satz fünf Mal wiederholen sollte, wird dem Mann vermutlich nichts auffallen, denn seine 60 Prozent Hirnschwund bleiben ja auch nicht folgenlos. Solange die Frau irgendetwas sagt, wird der Mann weiter mit dem Finger im heissen Kaffee rumrühren und danach zufrieden sein rohes Ei vom Tisch aufschlürfen. Insofern wird das Beziehungsleben trotz drastisch reduzierter Gehirnmasse sich nicht wesentlich vom heutigen unterscheiden. Die Fortpflanzung wird dannzumal beiden Geschlechtern vielleicht sogar mehr Spass machen als uns, die wir ja für leidenschaftlichen Sex oft einfach zu intelligent sind. Dieses Problem hatten allerdings die Steinzeitmenschen mit ihren 100-Prozent-Gehirnen erst recht! Damals war der Sex sicherlich eine äusserst komplizierte Angelegenheit mit vielen Wenn und Aber.

Man schätzt, dass die Gesamtzahl der steinzeitlichen Bevölkerung Europas nur etwa 2000 Menschen betrug, was ein deutliches Indiz für kopflastigen Sex ist, der sehr viel öfter in ausufernden Beziehungsgesprächen gipfelte als in entspannenden Höhepunkten. Jedenfalls müssen wir uns, auch wenn es uns kontraintuitiv erscheint, mit der Tatsache anfreunden, dass die damaligen Menschen 10 beziehungsweise 17 Prozent intelligenter waren als wir – andernfalls hätten sie in ihrer gefährlichen Umwelt nicht überlebt. In der zivilisierten Schweiz des 21. Jahrhunderts hingegen kann jeder überleben, der weiss, wie man im Supermarkt eine Chipstüte aus dem Regal nimmt. Das Leben in staatlich gelenkten Versorgungsgesellschaften mit einem reichen Kulturangebot führt zu einer Verdummung, das ist der Preis für die Chips. Die Lage kann man also folgendermassen zusammenfassen: Im Supermarkt steht ein Ehepaar mit insgesamt 27 Prozent Gehirnschwund vor der Fleischtheke und bestellt das Filet eines Mastschweins, dessen Gehirn um 34 Prozent kleiner war als das eines Wildschweins. In keinem Supermarkt wird man auch nur ein einziges Lebewesen finden, weder auf der Kunden- noch auf der Angebotsseite, dessen Gehirn seit dem erstmaligen Auftauchen von Steuereinziehern nicht geschrumpft ist. Es versteht sich, dass auch die draussen angeleinten Hunde, selbst wenn sie gleich gross sind wie ein Wolf, ein 20 Prozent kleineres Gehirn haben als er. «Wenn man sich diese Zahlen ansieht», sagte mein Freund Bruno, «kommen die Männer noch recht gut weg.» – «Ja», sagte ich, «aber 10 Prozent sind ein Durchschnittswert. Es gibt Männer, die den Wert runterdrücken, und solche, die ihn rauftreiben. Kann gut sein, dass es bei dir 20 Prozent und bei mir nur 5 Prozent sind. Warum lachst du?» – «Weil du nicht mal eine so simple Berechnung durchführen kannst», sagte Bruno, «es müssten bei mir 30 Prozent sein und bei dir 10 Prozent, dann wäre der Durchschnitt 10 Prozent … nein, warte, bei mir müssten es 20 Prozent sein und bei dir …»

FAST VERLIEBT

Polyamouröse Millennials

Claudia Schumacher

Als Frauen in meinem Umfeld anfingen, ihr Liebesleben polyamourös umzugestalten, erschien mir das seltsam. Ein urbaner Trend, wie das Dunkelstreichen von Wohnwänden, vegane Ernährung oder digitales Detox – nur sehr viel intimer und einschneidender. Auf mich wirkten die Geschichten meiner ersten polyamourösen Freundinnen jedenfalls, als hätten sie eine neue Religion von der letzten Balireise mitgebracht: Das ist schnell wieder erledigt, dachte ich. Nun ist das aber vier oder fünf Jahre her, und die Sache hat sich etabliert.

Als eine meiner Freundinnen begann, nach etwa einem Jahr Ehe dieselbe für andere zu öffnen, war ihr Glaube an den Schritt so gross, dass ich in ihren Augen automatisch zur Heuchlerin wurde. Monogamie als Lebenslüge: Sie konnte mir einfach nicht glauben, dass es einem voll und ganz ausreichen kann, nur einen einzigen Mann zu lieben – während ich mich zu fragen begann, wie schlimm die Langeweile wohl sein muss, die sie mit ihrem eigenen Mann erlebt, wenn die beiden sich nach wenigen Beziehungsjahren schon anderen zuwenden müssen.

Meine Freundin fing zwar an, andere Menschen zu treffen, aber so richtig funkte es nie. Da war mal eine Frau, die ihr zusagte, aber daraus wurde nichts. Und dann war da ein Kollege, auf den sie stand, den aber auch ihr Mann kannte, weshalb sie die Gelegenheit verwarf. De facto hat sich die offene Ehe meiner Freundin also folgendermassen entwickelt: Bei ihr passiert praktisch nichts. Bei ihrem Mann hingegen am laufenden Band.

Als eine seiner Seitengeschichten mit ihm Schluss machte, brachte er den Liebeskummer auch noch nach Hause zu ihr. Wurde meine Freundin da wütend? Leider nein, denn es handelte sich in ihrer Wahrnehmung nicht um Betrogenwerden, sondern um eine gemeinsame Entscheidung. Durch die bewusst gewählte Polyamorie hatte sie ihr Recht auf einen sauberen Eifersuchtsanfall verspielt. Sie schluckte ihn also runter und half ihrem Mann dabei, seine verwirrenden Gefühle zu sortieren. Immer wenn ich sie sehe, wirkt sie sehr geschafft.

Es wundert mich nicht, dass meine Freundin zunehmend unglücklich ist. Doch auch dieses Unglück ist für sie kein Grund, das polyamouröse Lebensexperiment in die Mülltonne zu kippen. Es ist lediglich ein Ansporn, um weiter an sich selbst zu arbeiten und die herausfordernde Situation besser in den Griff zu bekommen. Selbstoptimierung heisst die Religion der Millennials.

Manchmal frage ich mich, ob Polyamorie eines Tages vielleicht das einzige Vermächtnis meiner Generation sein wird. Auf jeden Fall bekommt man nicht mehr viel anderes gebacken, wenn man seine Beziehung für andere öffnet: Das Führen dieser modernen Beziehungsgeflechte ist ein ziemlicher Vollzeitjob.

Illustration: Jonathan Nèmeth; Cartoon: Kai Felmy

SEHNSUCHTSORTE/MICHAEL BAHNERTH

Luxus des wahren Glücks

Ein bisschen Manama, ein wenig Porsche fahren oder mit dem Land Cruiser in die Wüste?

Wenn man nachts auf einem Teppich mitten in der Wüste aufwacht: «Al Areen Palace» in Bahrain.

Wie viele Menschen, die meisten, denke ich, lernte ich das Wesen von wahrem Glück erst kennen, als ich einige Erfahrungen mit Unglück gesammelt hatte. Das Wissen um die Essenz von Glück braucht so etwas wie eine Handvoll glückliche unglückliche Momente. Einen wesentlichen hatte ich im Wüstenstaat Bahrain, dieser Insel in einer Bucht des Persischen Golfs, die durch eine Brücke mit Saudi-Arabien verbunden ist.

Es gab nicht viel zu tun. Ich besuchte die Rennstrecke, drehte ein paar Runden mit einem 1973er Porsche 911. Ich sah mir die Hauptstadt an, Manama, eine unsympathische Häufung von Glas, Stahl und Beton, die zu Shopping-Malls und Hotels zusammengefügt worden waren. Die meisten gehören reichen Saudis, die regelmässig über die Brücke nach Manama einfallen, vor allem reiche Frauen, die damals noch alle eine Abaya tragen mussten. Sie kamen verschleiert in grossen Geländewagen, gefahren von einem Mann, verschwanden in der Tiefgarage eines Hotels, zogen sich in einem Zimmer um, und dann sah man sie in westlichen Kleidern shoppen und mit Kleinwagen durch Manama schrammen, weil sie zu Hause noch nicht Auto fahren durften. Männer aus Saudi-Arabien verschwanden gleich in den Kasinos der Stadt, spielten um Unsummen und tranken Unmengen von Whisky.

Ich lief ein wenig durch die Altstadt, enge Gassen, Plastikgeschirr für das Volk, Nippes für Touristen, Sonnensegel und Leuchtreklamen und ein wenig Staub und Schmutz, und ass Machboos, das Nationalgericht, Reis, Hähnchen und Loomi, in Salzwasser gekochte und dann getrocknete Limetten, trank Tee und wusste, dass die Stadt nie einer meiner Sehnsuchtsorte sein würde.

Eine BMW-Limousine brachte mich zurück ins Luxushotel, das «Al Areen», eine monströse Anlage voller mit hohen Wänden umsäumter Villen. Reiche Saudi-Familien tun hinter diesen Mauern, was zu Hause als nicht sittlich gilt. Nie habe ich davor und seither mehr in Luxus gebadet. 400 Quadratmeter Märchenland waren es, ein Traum, der einen eine kleine Zeitlang traumlos machte.

Schweigsames Paradies

Das Prunkstück war der *master bedroom.* Nicht das Kingsize-Bett, das ungefähr so gross war wie das Zelt eines Mittelschicht-Beduinen, sondern der Ausläufer des Outdoor-Pools, der bis knapp an das Bettende floss. Ich wachte morgens auf, geweckt vom Singen der Vögel und dem Rascheln heruntergefallener Bougainvillea-Blätter, hüpfte vom Bett in den Pool-Ausläufer, tauchte unter der Schleuse durch und befand mich im Aussenpool, der umgeben war von einem grossen, blühenden Garten. Wenn ich die Nacht im Pool erfolgreich ertränkt hatte, lief ich über den Sandstein hin zum Jacuzzi, liess mich etwas massieren, schlenderte danach in den *living room,* ass Früchte und trank ein paar Espressi, und dann sass ich da und fragte mich, was noch kommen sollte heute; ein bisschen Manama, ein wenig Porsche fahren oder mit dem Land Cruiser in die Wüste?

Das Problem, das ich bekam, war, natürlich, dass Luxus nicht spricht. Dass auch Luxus nur in der Sehnsucht seine wahre Luxuriosität offenbart. Etwa, wenn man nachts auf einem Teppich mitten in der Wüste aufwacht, über einem ein Sternenhimmel, grösser als alles, aber da ist ein Rascheln, das Rascheln kommt von einem Tier, und einen Moment lang hat man Panik, dass eine Hornviper sich in den Schlafsack geschlichen haben könnte, man erstarrt, tastet ab, da ist nichts, nur das Rascheln ist noch da, man wird fatalistisch, egal, dann halt hier, der Tod, aber der Sternenhimmel wird zu keiner Decke mehr, unter der man einschlafen kann, und dann träumt man mit offenen Augen von Betten, Wänden, Dächern, *room service.*

Jeden Abend lag ich am Pool in dieser Villa, in diesem kleinen, schweigsamen Paradies, einem der besten, das für Geld zu haben war. Ich trank Whisky auf den Liegestühlen, ich schwamm, trank wieder, und irgendwann liess ich mich in den *master bedroom* treiben, trocknete mich ab und legte mich in das grösste Bett der Welt und sehnte mich nach dem Teppich in der Wüste. Ich war so allein, wie ich es noch nie war.

Und mir wurde klar, dass man Glück, wie vieles andere auch und vielleicht noch mehr, teilen muss, um wirklich glücklich zu sein.

Bild: zVg

LEBENSLÄUFE

Am besten aufgemotzt

Hans Kunz, 74, produziert seit zehn Jahren Glühwein. Die Qualitätskontrolle macht er selber.

Diesen Winter läuft es mit Glühwein ganz schlecht. Alle Weihnachtsmärkte sind wegen Corona abgesagt. Verständlich, weil sich die Leute da näher kommen. Das ist tragisch für alle, die ihren Lebensunterhalt damit verdienen. Im Sommer liefen die Bestellungen noch ganz normal. Aber jetzt bleiben wir auf allem sitzen. Unsere Lager sind voll mit rotem und weissem Glühwein, aber auch mit alkoholfreien Heissgetränken wie Punsch oder Glühmost.

Mein Glühweinabenteuer begann ich vor rund zwanzig Jahren als frühpensionierter Unternehmensberater. Gelernt habe ich ursprünglich Reproduktionsfotograf, wie Polo Hofer. Meine damalige Freundin verkaufte ihre schönen Adventskränze auf den Weihnachtsmärkten. Ich begleitete sie und merkte bald: *Gopfertori,* die Einzigen, die hier nicht umsonst frieren, sind die Glühweinverkäufer. Marktorganisatoren quersubventionieren mit Glühwein die Infrastruktur des Marktes.

So versuchte ich also, ein Glühweinkonzentrat herzustellen. Ich fragte bei Lebensmitteltechnologen um Rat und pröbelte dann munter drauflos. Das Produkt kochte ich erst auf dem Kochherd, und bald, weil mein Glühwein so beliebt war, musste eine Werkstatt her. Mein Filius beherbergte mich in seiner Apotheke, bis es dann so viel wurde, dass ich einen spezialisierten Hersteller beauftragen musste.

Freiheit im Sommer

Das «Glögg»-Konzentrat ist unser Starprodukt. Es besteht aus Zuckersirup und verschiedenen Gewürzen wie Zimt, Anis sowie vielen weiteren Zutaten. Das Spezialrezept verrate ich nicht, aber es macht unseren Glühwein einfach feiner als andere. Er schmeckt allen, ob auf den grossen Märkten in Bern oder den kleineren in Uster. Wir liefern auch ins Fürstentum Liechtenstein und für Privatpartys oder Firmenevents.

Für unsere Glühweine mischen wir einen Rotwein aus der Toscana in 500-Liter-Tanks mit dem Konzentrat und pasteurisieren dann sorgfältig. Es muss ein reeller, guter Tischwein sein. Ein undefiniertes Weingemisch ergäbe Kopfweh. Ein teurer Château-Wein ist jedoch nicht nötig, weil die Gewürze die feinen Weinaromen überdecken. Ein Becher Glühwein kostet uns in der Herstellung rund achtzig Rappen, und auf dem Markt gibt es dafür fünf bis sieben Franken. An einem Wochenendtag bringt das viel Geld in die Kasse, ausser es regnet.

Wir verkauften während zehn Jahren auf dem Winterthurer Weihnachtsmarkt Glühwein. Die Begeisterung der Menschen für einen guten Glühwein ist mir eine Riesenfreude. Schön ist auch, dass wir ausschliesslich selber hergestellte Produkte verkaufen. Wir sind unabhängig. Marktfahren und Glühwein-Catering wurde uns aber zu stressig, heute produzieren wir nur noch. Das ist ideal: Im Sommer läuft wenig, und wir geniessen die Freiheit, wie andere Pensionierte auch. Wir verreisen gerne mit unserem

«Neapel ist meine Lieblingsstadt»: «Glögg»-Produzent Kunz.

Mercedes-*Büsli,* das wir im Winter als Lieferwagen brauchen. Am liebsten nach Vals in die Berge, oder wir fahren durch Italien und campieren unterwegs. Neapel ist meine Lieblingsstadt. Da ist echte Italianità zu Hause.

Selber trinke ich gerne Glühwein, ich muss ja die Qualitätskontrolle machen. Am besten schmeckt er mir leicht aufgemotzt, etwa mit unserem geschmacksneutralen Wodka. Wir produzieren daneben noch andere Spezialitäten wie Röteli, Liköre, Sambal Oelek oder Konfitüre. Wir wissen, dass das wirtschaftlich keinen Sinn macht, wir spinnen ein bisschen. Vor drei Jahren kam noch Rosy's Gin dazu, das Lieblingsgetränk in unserer Familie. Gin ist besonders gut in weissem Glühwein. Mein Schatz nennt diesen Drink dann «Schneekönigin».

Aufgezeichnet von **Roman Zeller**

THIEL

Würde des Menschen

Jurist: 75 Jahre nach dem Nationalsozialismus und dreissig Jahre nach dem Sozialismus ist Deutschland wieder totalitär geworden. Menschen werden bevormundet. Wie konnte es erneut so weit kommen, wo doch Artikel 1, Absatz 1 des deutschen Grundgesetzes lautet: «Die Würde des Menschen ist unantastbar»?
Philosoph: Genau dieser Satz ist das Problem. Einen nichtssagenderen Satz hätte man für das deutsche Grundgesetz nicht finden können. Diesen Satz könnte man auch als Präambel eines Handbuchs für Sklavenhaltung verwenden: «Die Würde des Sklaven ist unantastbar.»
Jurist: Das wäre doch immerhin etwas!
Philosoph: Nein, denn «Würde» ist keine Norm wie etwa «Freiheit», sondern ein Wert. Sie kann weder erkämpft noch verliehen werden. Würde kommt von innen.
Jurist: Was faseln Sie da?
Philosoph: Stellen Sie sich vor, die Präambel des Handbuchs für Sklavenhaltung lautete: «Die Freiheit des Sklaven ist unantastbar.» Diese Präambel würde den restlichen Text des Handbuchs von vornherein aufheben. Aber Würde kann jeder Todeskandidat erlangen, wenn er nur schon erhobenen Hauptes der Hinrichtung entgegensieht.
Jurist: Das verstehe ich nicht.
Philosoph: Artikel 1, Absatz 1 des deutschen Grundgesetzes müsste lauten: «Die Freiheit des Menschen ist unantastbar», denn dann hätte der Bürger etwas in der Hand gegen den Staat. Aber Würde kann man nicht einfordern. Entweder man hat sie, oder man hat sie nicht.
Jurist: Heisst das, wir sind der Freiheit immer noch nicht würdig?
Philosoph: Doch, aber trotzdem sind wir wieder mal unfrei.

Andreas Thiel

Bild: zVg; Illustration: Lev Kaplan

ESSEN/DAVID SCHNAPP
Geschmack auf Zeit

Leuehof, Bahnhofstrasse 32, 8001 Zürich
Tel. 076 445 44 75. Noch bis 13. Februar 2021.
Mo–Sa, 12–23 Uhr.

Restaurants, die lediglich als Provisorien hochgezogen werden, sind in der Regel kulinarische Enttäuschungen, weil gute Küche nicht auf die Schnelle entsteht. Beim Pop-up-Projekt «Leuehof» hingegen, das die beiden Gastronomen Valentin Diem und Nenad Mlinarevic für ein paar Wochen an der Zürcher Bahnhofstrasse betreiben, habe ich letzte Woche ausgezeichnet gegessen.

Mlinarevic ist einer der talentiertesten Schweizer Köche seiner Generation, das ist bei einem Projekt wie diesem gut zu sehen oder viel eher: zu schmecken. Liebe zum Detail in der Küche zeigt sich nicht zwingend in beeindruckenden Tellerarrangements, sondern beim

Abschmecken. Das beginnt schon bei der Salzmenge, die ein guter Koch besser mit Mut als mit der Zurückhaltung einer Ernährungsberaterin handhaben sollte. Bei Nenad Mlinarevic habe ich jedenfalls noch nie etwas gegessen, das nicht gut gewürzt war.

Bei einem schnellen Mittagessen, das im «Leuehof» für 39 Franken serviert wird, macht deshalb jede Kleinigkeit, die auf einem handlichen Vorspeisen-Tablett serviert wird, Freude. Die cremige Kastaniensuppe ist mit Beurre noisette angereichert, der erdige Spitzkohl erhält mit einem cremigen süssen Onsen-Ei und Rauchmandeln interessante Gegenüber in Geschmack sowie Textur, und der gezupfte, geschmorte Schweinebauch bekommt mit Sojasauce, Zitronengras und anderen fernöstlichen Aromen eine feindosierte exotische Note, ohne dass diese allzu plakativ wirken.

Bei aller Schlichtheit ist auch beim grundsätzlich vegetarisch gehaltenen Hauptgang der Wille spürbar, mit der Art der Würzung einen Unterschied darzustellen. Der Gersten-Risotto mit gebackener Rande wird mit reduziertem Randensaft angereichert, die Frische kommt von etwas Yuzu-Saft, Dillöl und frisch geriebenem Meerrettich. So wirkt selbst diese Schlichtheit bewusst gekonnt, und der «Leuehof» ist vielleicht die Ausnahme, welche meine Regel für Restaurants auf Zeit bestätigt.

WEIN/PETER RÜEDI
Charme der Jugend

Château Thivin Famille Geoffray.
Gamay noir Vignes d'Ecussol 2020.
Beaujolais-villages. 13 %. Real Wines, Stallikon
Fr. 14.90. www.realwines.ch

Die jüngere Geschichte des Beaujolais erinnert an den antiken Mythos vom phrygischen König Midas. Der wünschte sich von Dionysos, dass alles, was er berühre, zu Gold werde. Es war sein Verderben, wurde ihm doch ab dem Moment auch alle Nahrung zu Gold. Er verhungerte und verdurstete. Ungefähr so verkehrte sich im Beaujolais eine geniale Marketing-Idee in eine (relative) Katastrophe: der Einfall, aus dem schönen ländlichen Brauch, das Ende der Ernte mit dem neuen jungen Wein des Jahres zu feiern, das Geschäftsmodell des Beaujolais nouveau zu entwickeln; eine kommerziell bald explosiv erfolgreiche Mode, die jeweils am dritten Donnerstag im November die Primeurs aus dem laufenden Jahr urbi et orbi in die Bistros von Paris und auf den Weltmarkt flutete. Die auf die Schnelle, durch ein mittels Erhitzung beschleunigtes Gärverfahren,

und mit durch Zuchthefen normiertem Bananen- oder Birnengeschmack vinifizierten Gamays (die Leitsorte im Beaujolais) machten bald einmal die Hälfte der gesamten Produktion des Beaujolais aus. Und ruinierten den Ruf der sorgfältig und traditionell gemachten Beaujolais aus den von alters her renommierten Crus wie Saint-Amour, Moulin-à-vent, Morgon oder Fleurie. Dass im Beaujolais (entgegen den an der Côte d'Or seit Jahrhunderten gehegten Vorurteilen) aus der Gamay von grossen Winzern grosse Weine gemacht werden, ging zeitweise fast vergessen. Jetzt ist so etwas im Gang wie eine Renaissance des Beaujolais.

Und schon muss daran erinnert werden, dass nicht alles Schrott ist, was «Beaujolais nouveau» heisst. Die neue Generation von seriösen Produzenten hat auch den Reiz der jungen Primeurs entdeckt und interpretiert diese mit Umsicht neu. Einer davon ist Claude Geoffray, der mit seiner Frau Sonja (einer gebürtigen Walliserin) heute den Familienbetrieb Château Thivin an der Côte de Brouilly führt. «Wir sind», sagt Sonja Geoffray, «alle in einem direkten Konflikt mit der Massenproduktion. Wir wehren uns gegen einen sehr technischen, standardisierten Wein.»

So ist der Gamay noir 2020 mit der Unterschrift von Claude Geoffray auf der Etikette eine Art Paradox: ein Beaujolais nouveau und ein eleganter, finessenreicher und in der vollfruchtigen Aromatik differenzierter Wein jenseits aller banalen Bonbon-Aromatik. Ein grosses Vergnügen – sozusagen gegen den Imperativ gesetzt, nur mindestens mittelalterliche Weine (wenn nicht gar *cadaveri eccellenti*) garantierten wahren Weingenuss. Dieser juvenil verspielte und gespannt sportive Nouveau ist die ernsthafte Alternative zu den monumentalen Gamays von Thivin, etwa der Cuvée Zaccharie. Andere Liga, gleiche Sorgfalt.

Illustrationen: Jonathan Nèmeth

AUTO/DAVID SCHNAPP

Ikone sucht Anschluss

Seit 1957 fährt der Fiat 500 mit freundlichem Gesicht durch die Welt. Als Elektroversion ist er das perfekte Stadtauto.

Wie der Mini ist auch der ikonische Fiat Cinquecento, 500, seit seinem ersten Erscheinen 1957, dem Jahr, als das Zeitalter der Raumfahrt begann, immer etwas grösser geworden. Beibehalten hat man aber die sympathische Kugelform sowie das freundliche Gesicht des italienischen Kleinwagens. Bis heute sieht der Fiat von vorne aus, als würde das Auto einen anlächeln, was im dichter werdenden Verkehr durchaus als Statement gesehen werden kann.

Wer den neuen Fiat 500e mit Elektroantrieb fährt, ist in der Regel gutgelaunt und entspannt unterwegs. Wenn wir das Raumfahrtthema nochmals aufnehmen wollen: Der Cinquecento beschleunigt bei Bedarf und im Sportmodus zwar beinahe raketengleich, aber die freundliche Atmosphäre in diesem Auto, die runden, organischen Formen des Innenraums, die Haptik und die sinnvolle Funktionalität machen ihn sowohl für jene, die ihn fahren, als auch für jene, die ihn vorbeifahren sehen, zu einem Sympathieträger.

Glanz und Ausstrahlung

Bei Fiat versteht man den 500e als Beitrag zur «Demokratisierung der Elektromobilität». Als Version «Passion» mit der grösseren von zwei Batterievarianten und einer Reichweite von 320 Kilometern (nach WLTP) gibt es den elektrischen Kleinwagen für knapp 30 000 Franken. Die Schnellladung mit bis zu 85 Kilowatt Gleichstrom füllt die Akkus in 35 Minuten von null auf 80 Prozent, was eine sehr alltagstaugliche Rechnung ist. Zum Vergleich: Ein Mini Electric mit kleinerer Reichweite kostet fast 40 000 Franken in der Grundausstattung.

Ein Alleinstellungsmerkmal, das den Fiat 500e von allen anderen Elektrokleinwagen abhebt, sind die drei zur Verfügung stehenden verschiedenen Karosserieformen: als Limousine (drei Türen), als Cabrio mit Stoffverdeck und als 3-plus-1-Türer. Letztere Variante nimmt Bezug auf die ersten Cinquecento von 1957 und ermöglicht mit einer dritten, hinten angeschlagenen Tür auf der Beifahrerseite den bequemen Ausstieg von der hinteren Sitzreihe. Das ist halbwegs praktisch, aber auf jeden Fall ein gestalterisches Statement.

Sowieso zeichnet den neuen Fiat 500e die perfekte Harmonie von Design, Funktionalität und Aussagekraft aus. Er ist ein praktisches, zeitgemässes Auto für kurze und mittlere Distanzen, technisch mit Assistenzsystemen und Konnektivität gut ausgereift, optisch ansprechend, aber vor allem fällt sein Glanz und seine Ausstrahlung auf den Fahrer oder die Fahrerin. Mehr kann man ja eigentlich von einem Fahrzeug im Jahr 2020 nicht erwarten.

Fiat 500e 3+1 «La Prima»

Antrieb: Elektromotor mit Eingang-Getriebe, Frontantrieb, Leistung: 118 PS/78 kW, max. **Drehmoment:** 220 Nm, **Beschleunigung 0–50:** 3,1 Sek; 0–100 km/h: 9 Sek., **Höchstgeschwindigkeit:** 150 km/h; **Verbrauch:** 13,3 kW/100 km (WLTP); **Preis:** Fr. ab 36 990.–

OBJEKT DER WOCHE

Auf Achse

Folybag
Ab Fr. 278.– im ausgewählten Fachhandel oder bei folybag.ch erhältlich

Eigentlich entsprang der Folybag der Romandie, richtig ins Rollen kam er dann in Zürich, und im Bündnerland ist er nun ein kleiner Hit. Sandra Kaufmann küsste den Einkaufswagen vor gut zwei Jahren sozusagen aus dem Dornröschenschlaf: Die Logistik-Managerin gab ihren Job auf, übernahm die schlummernde Marke, schärfte das Profil und machte aus dem funktionalen Allrounder ein schickes Wägelchen mit verspielten Accessoires. Die Taschen lässt sie von einer Schweizer Firma nähen, die Gestelle sind französisch.

Mittlerweile gibt es schon 62 verschiedene Folybag-Modelle zu kaufen. Besonders in Chur seien sie überall auf der Strasse zu beobachten, berichtet die Zürcher Kleinunternehmerin. Gewisse Kundinnen und Kunden – es gibt durchaus auch Männer mit Folybag – seien so verrückt nach dem Einachser, dass sie ihm Namen geben wie einem Hund, erzählt Kaufmann. So zum Beispiel Einkäuferin Bruna, die ihren Folybag «Mora» taufte.

Die eigentliche Innovation besteht darin, dass der Folybag in der Schweiz der einzige modische kleine Einkaufstrolley ist, also neben dem praktischen Nutzen auch äusserlich Akzente setzt. Bedenkenträgern, die fürchten, mit einem solchen Roller dennoch in die Biederkeitsfalle zu treten, sei hier Entwarnung gegeben: In Zürich gibt es DJs, die ihr auf Tonträgern gepresstes Liedgut mit Einkaufswägelchen transportieren.

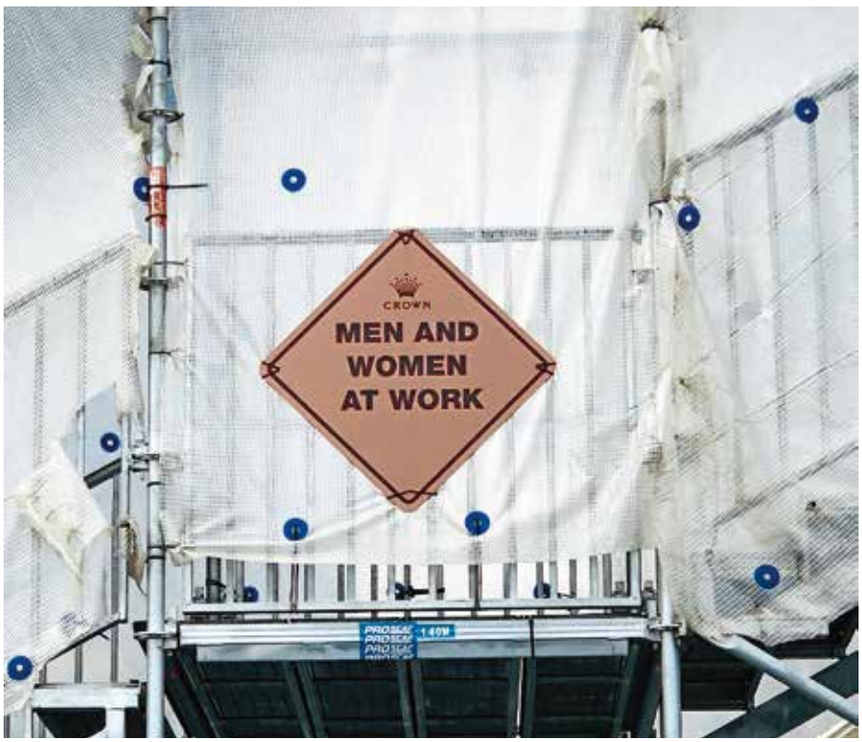
Benjamin Bögli

ZEITZEICHEN/DAVID SCHÄRER

Erweiterte Vorstellung

Sprache, Zeichen und Bilder schaffen Fakten, die unsere subjektive Wirklichkeit beeinflussen, ohne dass wir sie hinterfragen, und die wir sogar als gegeben akzeptieren. Denkmuster, die bestimmen, wie wir die Welt sehen, und die Klischees hervorrufen können. Diese Interpretationspakete nennt man «Frames». Gibt man einem Frame eine neue Richtung, entsteht eine Bedeutung von etwas Vertrautem; manchmal sogar eine komplett neue Wirklichkeit. Vor australischen Klischees strotzt die 1981 veröffentlichte, inoffizielle australische Nationalhymne «Down Under». Das Lied verweist auf das Leben in VW-Bussen, auf Bierschwemmen, auf den ausserhalb der Südhemisphäre nur schwer verständlichen Brotaufstrich Vegemite. Der Name der Urheber-Band Men at Work ist dem im angelsächsischen Raum ebenfalls typischen Warnhinweis für Bauarbeiten entliehen. Ein Bauunternehmen in Sydney hat nun dieses ikonische Schild mit einer neuen Bedeutung aufgeladen und wird in dieser Dekade die Vorstellung von Bauarbeitern/-innen wohl neu prägen.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Vorstellungen werden neu geprägt: Hinweis für Bauarbeiten in Sydney.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich bin eine 36-jährige Frau und seit einigen Jahren alleinstehend. Ich kann mir schwer vorstellen, dass mich mein kaufmännischer Beruf ein Leben lang ausfüllen wird. Immer intensiver verspüre ich einen Kinderwunsch. Ich frage mich: Soll ich mich dagegen wehren oder diesem Wunsch nachgeben – mit dem Risiko, eine alleinerziehende Mutter zu werden? E. M., Muttenz

Sie stellen eine Frage, die eigentlich ein Aussenstehender kaum beantworten kann. Es geht um persönlichste Dinge, die man nicht einfach delegieren kann. Vielleicht kann man gewisse Kriterien einbringen. Aber ob Sie die befolgen oder nicht, müssen Sie selbst entscheiden.

Ihre Frage hat mich etwas irritiert. Einerseits können Sie sich schwer vorstellen, Ihren kaufmännischen Beruf ein Leben lang auszuüben, weil dieser Beruf «Sie nicht ein Leben lang ausfüllt», das heisst wahrscheinlich, dass Sie zurzeit mit Ihrem Beruf beziehungsweise Ihrer Anstellung nicht sehr glücklich sind und dies ändern möchten. Und jetzt kommt – wie Sie meinen – eine Alternative, weil Sie immer intensiver einen Kinderwunsch verspüren. Offenbart sich hier eine Alternative? Kann denn ein Kind etwas an Ihrer beruflichen Unzufriedenheit ändern? Ich kann mir das schwer vorstellen. Analysieren Sie zunächst Ihren Beruf, der Sie nicht mehr «ausfüllt». Und dann müssen Sie entscheiden, wollen Sie Ihren Beruf und/oder Ihre Anstellung ändern. Sie schreiben vom Risiko, alleinerziehende Mutter zu werden. Nachdem Sie eine alleinstehende Frau sind, wird, falls Sie das bleiben wollen, mit einem Kind dieses Risiko zur Gewissheit. Sie werden dann eine alleinerziehende Mutter sein. Aber die Unzufriedenheit mit Ihrem Beruf wird dadurch nicht kleiner, sondern wird sich wohl eher vergrössern.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an
Redaktion Weltwoche,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Bild: zVg; Illustration: Jonathan Nèmeth

MITTAGESSEN MIT …

Beatrice Tschanz

Sie setzt sich für bezahlbare Alterswohnungen ein und arbeitet als Beraterin. Doch Halifax bleibt bei Beatrice Tschanz ewig in Erinnerung.

Strandhotel», Schmerikon. Der Nebel kriecht über das graublaue Wasser. Der Blick auf den Zürichsee verliert sich im diffusen Herbstlicht. Die Boote im Kanal sind mit Plastikblachen winterfest gemacht. Der Sommer ist weit weg.

Beatrice Tschanz liefert den Kontrast. Sie betritt das Lokal in modischem Wollmantel, mit herzlichem Lachen und schwungvollem Schritt. «Ein gediegenes Mittagessen erhöht die Lebensqualität», sagt sie. Dazu gehört eine Flädlisuppe zur Vorspeise und ein Gläschen mallorquinischer Rotwein zum Rehfilet. Dann geht's zum Beruflichen: «Was wollen Sie wissen?», fragt die Frau, die im September 1998 nach dem Swissair-Absturz bei Halifax mit ihrer Kommunikation in der Schweiz zur Person des öffentlichen Lebens avancierte.

«Corona-Müdigkeit»

Der Journalist fragt, was die Krisenmanagerin von der Informationspolitik zu Covid-19-Zeiten hält. Tschanz nimmt einen Schluck Mineralwasser und beginnt langsam zu sprechen: «Ich bin nicht der Messias der Kommunikation und halte mich mit Schelte zurück.» Es sei immer einfach, aus der Retrospektive Handlungen zu kritisieren. Nach einem kurzen Zögern nennt sie aber die elementarste Regel ihres Metiers: «Der wichtigste Grundsatz ist Ehrlichkeit. Nur wer ehrlich ist, kann Glaubwürdigkeit vermitteln.» Deshalb sei es für sie der grösste Fehler gewesen, dass man im Frühling behauptet habe, die Masken nützten nichts – nur weil nicht genügend Schutzmaterial vorhanden war: «Die Menschen fühlten sich durch diese Aussage im Nachhinein veräppelt.» Glaubwürdigkeit zu gewinnen, sei ein mühsamer Prozess. Sie zu verlieren, daure dagegen nur ein paar Sekunden.

Grosso modo stellt sie den Schweizer Behörden aber ein gutes Zeugnis aus – auch wenn sie sich gewünscht hätte, dass man auf den offiziellen Kanälen nicht widersprüchliche Stimmen zugelassen hätte. Dies habe dazu geführt, dass heute viele Menschen nicht mehr zuhören mögen. Tschanz spricht von «Corona-Müdigkeit».

Den Vergleich der Krise mit dem Swissair-Absturz von 1998 lässt sie in einer Beziehung gelten: Solche Situationen könne man weder üben noch simulieren. Im Katastrophenfall müsse man handeln – und immer die grösstmögliche Transparenz schaffen. Als sie in jener Nacht aus dem Schlaf gerissen worden sei, habe sie sich gesagt: «Bea, jetzt muesch liefere.» Sofort sei sie ins Auto gesessen und zum Swissair-Hauptsitz in Kloten gefahren. Dort traf sie auf chaotische Zustände und erschütterte Mitarbeiter. Tränen flossen: «Mein damaliger Chef Philippe Bruggisser war kreidebleich.» Sie hätten anfänglich noch gehofft, dass es sich um eine Falschmeldung handle, erinnert sich Tschanz. Doch das Unfassbare war eingetreten. An der Seite von Bruggisser trat sie vor die Medien – und machte vieles richtig. Die Zeitung *Finanz und Wirtschaft* schrieb später nicht ohne Bewunderung: «Zum ersten Mal kommunizierte ein Unternehmen offen, ehrlich und umfassend über ein Ereignis.»

«*Arbeit beflügelt*»: Krisenmanagerin Tschanz.

Mit 22 Jahren Abstand sagt Beatrice Tschanz: «Damals stand ich fast rund um die Uhr unter Druck. Aber ich habe immer probiert, offen, ehrlich und schnell zu kommunizieren.» Dieses Unglück beschäftige sie noch heute, sagt sie und blickt nachdenklich auf den See. Denn letztlich war die Swissair verantwortlich für den Tod der Passagiere – und irgendwie habe sich in der Schweiz jeder mit diesem Unternehmen identifiziert: «Und deshalb war auch jede und jeder betroffen.»

Dass dieses Unglück für sie zur Chance wurde, relativiert sie: «Ich arbeite nicht, um mich in der Öffentlichkeit zu profilieren. Aber damals musste ich agieren. Sofort.» Sie habe grosse Wertschätzung gespürt, aber der Preis sei hoch gewesen: «Ich hatte während zehn Jahren faktisch keine Privatsphäre mehr.»

Heute ist Tschanz im AHV-Alter, aber beruflich noch immer aktiv: als Verwaltungsratspräsidentin der Oase Holding, eines Unternehmens, das bezahlbare Wohnkonzepte für ältere Menschen anbietet, und als persönliche Beraterin einer Geschäftsfrau. Tschanz sagt: «Arbeit beflügelt, hält wach und zwingt zu Disziplin.» Dazu gehört auch, dass im «Strandhotel» in Schmerikon auf den Dessert verzichtet wird. Als der Serviceangestellte die Rechnung bringt, zückt Tschanz reflexartig das Portemonnaie. Erst als man ihr versichert, dass dies unter Spesen gehe, lässt sie sich von ihrer Absicht abbringen – unter einer Bedingung: «Das nächste Mal bezahle ich; wenn im Frühling die Sonne wieder scheint.»

Aufgezeichnet von **Thomas Renggli**

SCHACH

Eine wie Rocky Balboa

Selten war Schach ästhetischer als in «Das Damengambit». Die neue TV-Miniserie ist ein Ereignis. Anya Taylor-Joy brilliert in der Hauptrolle.

Nico Georgiadis

Die Nachfrage nach Schach-Sets auf Ebay ist um 250 Prozent gestiegen. Die Frage «Wie lernt man Schach?» wurde seit neun Jahren nicht mehr so oft gegoogelt wie in diesen Tagen. Und auf der Schachplattform Chess.com registrieren sich derzeit fünfmal so viele neue Spieler wie üblich.

Verantwortlich dafür ist die Netflix-Miniserie «Das Damengambit». Seit der Veröffentlichung am 23. Oktober 2020 ist sie in mehr als 62 Millionen Haushalten gesehen worden. Das macht den Siebenteiler zur erfolgreichsten Kurzserie aller Zeiten auf der amerikanischen Streaming-Plattform.

Beim Filmkritikerportal Imdb erhält die Serie zudem eine ausgezeichnete Bewertung von 8,7 von 10 maximalen Punkten. Schach- und Filmkenner reiben sich gleichermassen verwundert die Augen: Wie kann eine Serie über das oft als langweilig und bildschwach geltende Schachspiel so erfolgreich sein?

Gegen aussen selbstbewusst

Die Basis ist ein guter Plot. Dieser folgt der gleichnamigen Novelle von Walter Tevis aus dem Jahr 1983, die dank der Serie nun zu einem *New York Times*-Bestseller geworden ist.

«Das Damengambit», benannt nach einer der bekanntesten Schacheröffnungen, erzählt die Geschichte von Elizabeth «Beth» Harmon, einem Waisenmädchen aus dem amerikanischen Bundesstaat Kentucky. Sie entdeckt im Keller des Waisenhauses ein Schachbrett und damit ihre Berufung. Der Hausmeister, lokale Klubspieler, erfahrene Profis und letztlich sogar der Weltmeister müssen sich im Verlauf ihres Aufstiegs der jungen Beth beugen.

So hat die *New York Times* nicht Unrecht, wenn sie Harmon wegen ihrer steilen Karriere als «Rocky der denkenden Frauen» beschreibt. Begleitet wird ihr Aufstieg in der Schachwelt von Problemen aller Art: zum einen von der seit ihrer Zeit im Waisenhaus bestehenden Sucht nach Beruhigungsmitteln, zum anderen vom Alkoholkonsum, der je länger, je ausufernder wird.

Naheliegend wäre es nun, die junge Frau als «wahnsinniges Genie» darzustellen, solche sind in der Schachwelt – Stichwort Bobby Fischer – zur Genüge bekannt. Glücklicherweise geht die Entwicklung der Figur darüber hinaus. Das traumatisierte Mädchen mit autistischen Zügen wird, auch weil sie im Schachspiel ihre Bestimmung findet, zu einer gegen aussen selbstbewussten, innerlich stets verwundbaren Frau, die Mühe hat, ihre Gefühle zu zeigen.

Leidenschaft für das Spiel

Die charismatische Anya Taylor-Joy verkörpert diese Rolle sehr glaubhaft. Insbesondere in Szenen, in denen sie alleine zu sehen ist, fesselt sie die Zuschauerinnen und Zuschauer mit einer kalten, zuweilen etwas eingebildeten, aber doch witzigen Art.

Erwähnenswert ist das Zusammenspiel mit Thomas Brodie-Sangster, den einige vielleicht noch als süssen, verliebten Jungen aus dem Film «Tatsächlich Liebe» kennen. Er überzeugt als kauziger und überheblicher Grossmeister Benny Watts. Die Duelle zwischen den beiden gehören mit zu den Highlights der Serie – unter anderem wegen der ansprechenden und schönen Darstellung der Schachszenen.

Überhaupt habe ich, trotz Tausenden gespielten Partien, Schach selten als so ästhetisch wahrgenommen wie während der knapp siebenstündigen «Bethmania». Das hat weniger mit der attraktiven Erscheinung der Protagonistin als mit dem stimmigen Sechziger-Jahre-Setting zu tun. Gigantisch erscheinende Turniersäle mit ebenso gigantischen Kronleuchtern, analoge Uhren sowie antike Holzfiguren sorgen für Stimmung auf dem heimischen Sofa.

Erstaunlich ist zudem, dass sich der Fokus bei den Partieszenen oft vom Geschehen auf dem Brett auf die Gesichter der Protagonisten verlagert. Der mentale Aspekt des Schachs wird dadurch hervorgehoben. Mit ihrer fast schon unnatürlich aufrechten Körperhaltung und der erbarmungslosen Mimik bewegt sich Anya Taylor-Joy alias Beth Harmon auch hier auf weltmeisterlichem Niveau.

Nach Betrachten der Serie musste sogar der skeptische Kasparow den eigenen Erfolg anerkennen.

So überrascht es auch nicht, dass Taylor-Joy mittlerweile selbst fast täglich Schach spielt, obwohl sie vor den Dreharbeiten nicht einmal die Figuren kannte. Nur so kann sie die Leidenschaft für das Spiel so authentisch vermitteln.

Hohe Authentizität

Damit wird Schach – und das erklärt wohl den Boom – den Zuschauern als faszinierende und «coole» Sportart präsentiert. Zugleich, und diese Leistung schätze ich als besonders hoch ein, haben es die Macher geschafft, die Serie nicht nur für Laien, sondern auch für schachaffine Personen attraktiv zu gestalten.

Die grösste Schwierigkeit liegt dabei bei der Darstellung der Turnier- und Partieszenen. Die in der Realität bis zu sieben Stunden dauernden Schachpartien müssen umgesetzt werden, ohne langweilig zu werden. Im Gegenzug darf die Realität nicht zu fest aus den Augen verloren werden.

Cartoon: Kai Felmy

Auf weltmeisterlichem Niveau:
Anya Taylor-Joy als Beth Harmon in «Das Damengambit».

Dazu gehört die Korrektheit der Partien. Das bedeutet weit mehr, als in der Grundstellung den weissen König auf ein dunkles Feld zu stellen. Es betrifft auch das Verhalten der Spieler und das Setting, das dem geübten Betrachter realistisch erscheinen soll.

Ich behaupte, dass ich für gewöhnlich einen Nichtschachspieler oder eine -spielerin nur schon daran erkenne, wie die Person eine Figur anfasst oder die Uhr drückt. Bei Anya Taylor-Joy ist es anders.

Um diese Effekte zu erzielen, engagierten die Macher niemand Geringeren als den ehemaligen Weltmeister Garri Kasparow. Gemeinsam mit dem Schachtrainer Bruce Pandolfini hat er sich um die Schaffung von Authentizität bemüht.

Nach Betrachten der Serie musste sogar der skeptische Kasparow den eigenen Erfolg anerkennen: «Realistischer kann die Atmosphäre an einem Schachturnier nicht dargestellt werden.» Dadurch verzeiht man auch die für Experten hin und wieder vorkommenden Irritationen auf dem Schachbrett.

Nicht irritierend, aber doch erwähnenswert ist, dass in der Serie ein weiteres Thema beinahe gänzlich ignoriert wird: Beth Harmon ist eine Frau. Dass Frauen reihenweise Männer vom Schachbrett fegen, ist erstaunlicherweise ein eher selten gesehenes Phänomen.

Zu erklären ist das mit ihrer numerischen Unterlegenheit. Etwa in der Schweiz sind ge-

Dass Frauen reihenweise Männer vom Schachbrett fegen, ist ein eher selten gesehenes Phänomen.

rade einmal 7 Prozent der registrierten Schachspielenden Frauen. So überrascht es auch nicht, dass noch keine Frau den Weltmeistertitel der Männer gewinnen konnte.

Die stärkste Schachspielerin aller Zeiten ist die mittlerweile zurückgetretene Ungarin Judit Polgár, die einst die Nummer 8 der Welt war. Heute ist sie Schachtrainerin und setzt sich auch für mehr Frauen in der Szene ein. Dass das in der Schachwelt vieldiskutierte Frauenthema in der Serie fast gänzlich ignoriert wurde, hält Polgár, und dies mag im ersten Moment paradox klingen, für positiv.

Sie sagt: «Manchmal verändern sich gewisse Dinge, wenn man sie als natürlichen Prozess betrachtet. Der Fokus liegt zum Glück nicht auf ihrem Geschlecht oder ihrer attraktiven Erscheinung, sondern auf ihrem Leben, ihren Problemen und vor allem ihrer Konkurrenzfähigkeit.»

Galionsfigur einer Sportart

Polgár glaubt, dass die Serie vor allem bei Frauen das verstaubte Image des Schachspiels aufpolieren kann, was sich mit meinen Erfahrungen der letzten Wochen deckt. So sprachen mich diverse weibliche Bekannte an: «Kannst du mir Schach beibringen»? – «Ist das wirklich so cool?» – «Ich muss unbedingt Schach lernen!». Das zeigt, wie Judit Polgár sagt, dass «die Serie das Beste ist, was dem Schachsport passieren konnte».

Zugegeben: Schach war, insbesondere im Internet, schon vor «Das Damengambit» einer der Profiteure der Corona-Krise. Der Hype hat nun aber neue Dimensionen angenommen. Es besteht eine reelle Chance, dass das Spiel seinen Ruf sogar langfristig verbessern kann.

Wünschenswert wäre, dass sich dadurch auch vermehrt Frauen dem Spiel zuwenden. Beth Harmon hat das Potenzial, zur Galionsfigur einer Sportart zu werden. Wie damals Rocky.

Nico Georgiadis, 24, ist Schachgrossmeister und Redaktor bei «Glanz & Gloria» von SRF.

TAMARA WERNLI

Ein Outing und viel Applaus

Sich als Mann oder Frau zu fühlen, ist irgendwie gestrig.

Ich lese gerade ein interessantes Buch: «Irreversible Damage – The Transgender Craze Seducing Our Daughters». Die Autorin Abigail Shrier beschreibt darin die Gefahren der Trans-Identifikation unter Mädchen. In den USA würden sich heute ganze Gruppen von College-Mädchen als Transgender identifizieren. Viele von ihnen hätten aber nie ein Unbehagen aufgrund ihres biologischen Geschlechts verspürt – bis zu dem Moment, in dem sie eine Coming-out-Erzählung eines Redners an der Schule gehört oder im Internet Videos mit Trans-Influencern entdeckt hätten.

200 Interviews hat Shrier dafür geführt und mit fünfzig Familien von Jugendlichen gesprochen. «Sich als Transgender zu outen, boostet zwar sofort den sozialen Status dieser Mädchen. Aber wenn sie einmal die ersten Schritte zur Transition genommen haben, gibt es keinen einfachen Weg zurück», schreibt sie und warnt eindringlich vor psychischen Störungen und irreversiblen Schäden wie Mastektomie oder Unfruchtbarkeit durch Hormonkuren. «Wenn man junge Menschen lehrt, dass ihr Geschlecht nichts mit Biologie zu tun hat und dass sie es selbst bestimmen können; wenn man Mädchen sagt, dass sie vielleicht Jungen sind, in einem Mädchenkörper gefangen, stiftet das massive Verwirrung.»

Wer an Geschlechtsdysphorie leidet, fühlt sich sehr unwohl mit seinem biologischen Geschlecht und möchte sich als das andere Geschlecht identifizieren – als Mann oder als Frau. Der Unterschied zu früher ist, dass heute viele dieser Mädchen in Shriers Buch den Junge-Mädchen-Gegensatz ablehnen. Sie wollen nicht durch ein Mann-Frau-Schema kategorisiert, sondern als trans oder queer angesehen werden. Laut der Autorin habe das moderne Phänomen seinen Ursprung nicht in traditioneller Geschlechtsdysphorie; es seien unglückliche junge Menschen, die plötzlich meinen, den Grund für ihr Unglücklichsein gefunden zu haben. Für diese Mädchen biete die Trans-Identifikation eine Befreiung von Angstgefühlen: «Es befriedigt das tiefste Bedürfnis nach Akzeptanz.» Es sei verführerisch, dazuzugehören.

Ich frage mich, ob man jungen Menschen einen Gefallen tut, wenn man eine Identitätsänderung krampfhaft fördert. Denn es besteht doch die Gefahr, dass genau diese erwünschte Bestätigung allein zur Motivation werden und eine körperliche Geschlechtsangleichung deshalb enormen Schaden anrichten kann.

Vergangene Woche hat Hollywoodstar Ellen Page («Juno») seine Trans-Identität verkündet. Page, 33, ist alt genug, um sich der möglichen Schäden bewusst zu sein – sollte er sich auf eine Geschlechtsumwandlung einlassen. Ich habe Respekt vor einem solchen Entscheid eines Erwachsenen, unterstütze dessen Rechte; und egal, wie man zu seinem Körper steht – niemand darf aufgrund seiner Identität diskriminiert werden.

«Ich möchte euch mitteilen, dass ich trans bin», schrieb Page auf Twitter. Ab jetzt heisse er Elliot, und es sollten männliche («he») oder geschlechtsneutrale («they») Pronomen für ihn verwendet werden. Page dankte allen für die Unterstützung, «mein authentisches Ich zu finden». Verwunderlich ist, dass bei Pages Bekanntgabe und insbesondere dem Verweis auf die geschlechtsneutrale Ansprache gar nicht klar wird, ob er wirklich ein Mann sein möchte – oder einfach trans, sich also nicht in die binäre Geschlechtsunterteilung Mann/Frau einordnen will. Und wie definiert Page «Mann» überhaupt? Für das Coming-out gab es die Rekordzahl von knapp zwei Millionen Likes, Schauspielkollegen gratulierten dem «Superhelden», die Weltpresse freute sich noch mehr als 2014, als Page – damals noch Ellen – bekanntgab, lesbisch zu sein.

Früher machte ihre Dysphorie Menschen nicht populär. Die meisten Trans-Menschen wollten sich nicht zum Thema machen, wollten für ihre Entscheidung nicht gefeiert und nicht Teil einer aufgeblasenen Debatte werden, sondern einfach in Ruhe ihre Leben führen. Das hat mir eine Frau, die in einem männlichen Körper aufwuchs, einst erklärt, als es um Unisex-Klos ging, die sie selbst ablehnt. Heute spielt es irgendwie gar keine Rolle, mit welchem Geschlecht sich eine Person im Moment identifiziert – in zwei Monaten kann man sich ja wieder umentscheiden.

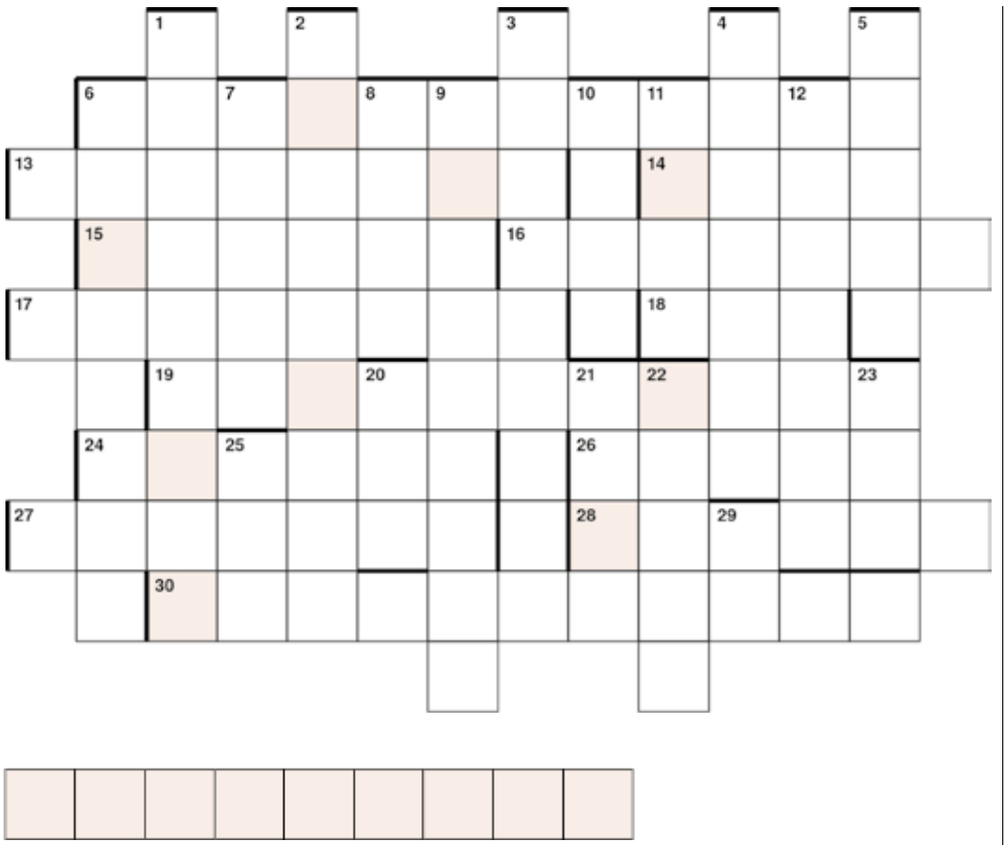
Während Page gefeiert wird, verteufeln viele Shriers Buch als «transphob» – obwohl sie darin nur Geschlechtsumwandlungen bei Kindern kritisiert. Grosse US-Zeitungen weigern sich, das Buch zu rezensieren, der Discounter Target Corporation verbot den Verkauf: zu kontrovers.

Das Lustige ist ja, dass heute Ansichten, die von der Mehrheit der Gesellschaft getragen werden, als kontrovers gelten und Entrüstung auslösen – und auch die Mehrzahl der Medien auf den Empörungszug aufspringt. Es wird erwartet, so scheint's, dass jeder bei der Trans-Euphorie mitmacht und sie auf keinen Fall hinterfragt.

Dabei ist es genau umgekehrt: Die Verneinung des biologischen Geschlechts ist kontrovers. Es ist kontrovers zu glauben, das Geschlecht sei ein soziales Konstrukt und ein Mann das Gleiche wie eine Frau. Die Naturwissenschaft lässt sich nun mal nicht nach Befindlichkeit verleugnen. Es ist wichtig, dass man die Lebensentscheide seiner Mitmenschen akzeptiert. Das heisst aber nicht, dass man die Abkehr von biologischen Tatsachen nicht kritisieren darf.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

Illustration: Fernando Vicente



Lösungswort — Ein VW mit Elektromotor

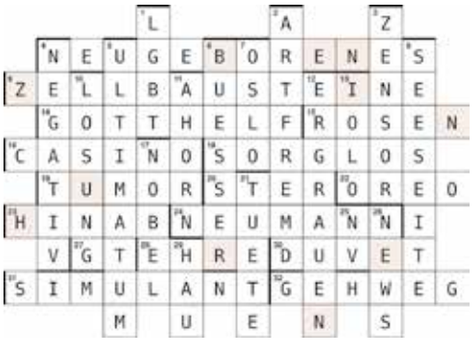
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Er regelt den Verkehr auf der schiefen Bahn. **13** Credo und Verein mit dem Credo: Wer's glaubt, wird selig. **14** Ist doch nicht ganz dicht. **15** Die glazialen Golfe sind mehr Meerarme als Meerbusen. **16** Geschuppt, geflügelt, gefährlich, gedacht oder aus gespanntem Gewebe gemacht. **17** Von einer Einnahme dieser Einzelfrucht ist eingehend abzuraten. **18** Sie läuft bei nahezu jedem Rennen mit. **19** Wohin das Schicksal einen schickt. **24** Mineralogenüberraschung – Die sind in Gesteine gehüllt und teilweise mit Kristallen gefüllt. **26** Muntwyler-Manege frei! **27** Sie schleichen sich, oft ungewollt, fern ihrer Heimat ein und machen sich, oft unerwünscht, dann dort ein neues Heim. **28** Paradoxerweise gelegentlich gelegentlich, doch eigentlich noch ständig wiederer als ständig wieder. **30** Das Ding, ein strauchiger Ring, zierte früher das Haupt einer jungfräulichen Braut.

Senkrecht — **1** Des Rätsels Lösung erfordert weder Lateinkenntnisse noch des Rätsels Lösung: In girum imus nocte ecce et consumimur igni. **2** Von forschen Vorstössern wie dem gehen Einmärsche aus. **3** To-dos: Jeweils P, D und Z mit E und N verzieren und danach noch collagieren. **4** Die hat offenbar auf «Frauen an den Herd!» gehört. **5** Er setzt auf seiner Suche nach Tugend auf allgemeine Temperenz oder absolute Abstinenz. **6** Ist selbst das schönste Violinkonzert für einen, den es gar nicht schert. **7** Sie überdauert vor Trauer versteinert und dauerhaft weinend auf der Spitze des Sipylos. **8** Beim Setzei zeigt in Palm Bay stets die sonnige nach oben. **9** Damisch dämliche Mädchen oder Damen. **10** Noch blutiger als englisch auf Englisch. **11** Ja, ja, so so, so, so blüht der Enzian. **12** Primär Erzerzeugnisabfälle und sekundäre Rohstoffquelle. **20** Wie es doch so schön bei den Japanern heisst: Ein Bad erfrischt den Körper und der den Geist. **21** Tobender Täter tödlich tätliche Tat. **22** Eine weniger eingedeutschte als vielmehr entenglischte Runde mit dem Segelboot. **23** Zwar nicht immer auf keinen Fall, aber auf jeden Fall nicht immer. **25** Eine «Pe-pe-pe-pe-peng!»-Pistole. **29** Die Solmisationssilbe in der Mitte, bitte.

I=J=Y © *Andri Martinelli – Rätselfactory*

Lösung zum Denkanstoss Nr. 695



Waagrecht — **4** NEUGEBORENES **9** ZELLBAUSTEINE **14** GOTTHELF **15** ROSEN **16** CASINO **18** SORGLOS **19** TUMOR **20** STER: Anagramm von «Rest» **22** OREO **23** [HIN][AB] **24** (Alfred E. / John von) NEUMANN **27** GT: Steht bei Fahrzeugen für Gran Turismo (grosse Fahrt). **28** EHRE **30** DUVET **31** SIMULANT **32** [GEH][WEG]

Senkrecht — **1** LGBT: Steht für Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender. **2** ARTFREMD **3** ZENSOR **4** NEGATIV **5** ULTIMATUM **6** BUESSER: Jeweils am dritten Sonntag im September ist der Eidgenössische Dank-, Buss- und Bettag. **7** OSLO **8** SEESEITE **10** LOSUNG **11** AHORN **12** ERGRAUEN **13** IOLO: Steht für You Only Live Once. **17** (Alfred) NOBEL **21** TUETE **25** NV: Nevada (US-Bundesstaat) **26** NEWS: engl. Neuigkeiten **29** HAU (ruck!)

Lösungswort — **BENZINUHREN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

ROLEX

CELLINI MOONPHASE

Die Cellini Moonphase besitzt mit ihrem patentierten Mondphasenmodul eine der prestigeträchtigsten Komplikationen in der Uhrmacherkunst und wird ihre astronomische Genauigkeit für die nächsten 122 Jahre beibehalten.

#Perpetual

CELLINI MOONPHASE

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com